

Die Weltbühne

Wochenschrift für Politik · Kunst · Wirtschaft

1905 begründet von Siegfried Jacobssohn

1926-1933 geleitet von

Carl v. Ossietzky

Herausgegeben von Maud v. Ossietzky und

Hermann Budziszlawski

12. Okt. 1971

41 xxvi

50 Pfennig

Arndt-Peter Andrekath:

Irrweg der Black Panthers

Richard Christ: Kohle und Kunst

Henryk Keisch: Dubliner Notizen

Wolfgang Reischock: Gift aus London

Walter Großpietsch: Die Mädchen von Piräus

J. Kuczynski: Weizsäcker und die Kriegsgefahr

Eberhard Rebling: Der Weg der Karin Lenz

„Fifi la Plume“ und anderes

von Günther Cwojdrak

Bernhard

Kellermann

4. März 1879—17. Oktober 1951

**Ausgewählte Werke
in Einzelausgaben
im Verlag Volk und Welt**

Herausgegeben im Auftrag der Deutschen Akademie
der Künste zu Berlin
von Ellen Kellermann und Ulrich Dietzel

Bisher sind erschienen:

Yester und Li. Das Meer	(4 Auflagen)
Schwedenklees Erlebnis. Die Heiligen. Säng. Jang-Tse-kiang	(3 Auflagen)
Der 9. November. Roman.	(2 Auflagen)
Die Stadt Anatol. Roman	(4 Auflagen)
Der Tunnel. Roman	(5 Auflagen)
Totentanz. Roman	
Reisen in Asien	
Das Blaue Band. Roman	(3 Auflagen)

**Verlag Volk und Welt
Berlin**

Inhalt:

A. P. Andrekath	Wie steht es um die Black Panthers?
Richard Christ	Kohle und Kunst
Wolfgang Reischock	Lüge mit langen Beinen
Walter Großpietsch	Die Mädchen von Piräus
Henryk Keisch	In Dublin
Emil Carlebach (Frankfurt/M.)	Mitbestimmung
Jürgen Kuczynski	Weizsäckers Befürchtungen
Eberhard Rebling	Karin Lenz
G. Cwojdrak	Puppenparade, Puntila, Einzug ins Schloß
Lothar Lang	Die Dürer-Ausstellung in Dresden

Bemerkungen

Wie steht es um die Black Panthers?

von Arndt-Peter Andrekath

Nachdem FBI-Chef J. Edgar Hoover erst vor zwei Jahren die im Oktober 1966 gegründete afroamerikanische Black Panther Party zum „innenpolitischen Feind Nr. 1“ erklärt und eine wütende Treibjagd gegen deren Aktivisten eingeleitet hatte, hört man heute in den Vereinigten Staaten weit konziliantere Töne gegenüber der BPP. Ein Ausschuß des USA-Repräsentantenhauses ließ sich unlängst sogar zu der Feststellung hinreißen, die Panthers hätten eigentlich „niemals eine echte Gefahr für das amerikanische System dargestellt“ und anderslautende Behauptungen seien „weit übertrieben“ gewesen.

Was erklärt nun die veränderte Haltung, worin sind die Gründe für dieses Wohlwollen zu erblicken?

Die großbürgerliche Presse verschweigt sie nicht: Es sei dem imperialistischen Unterdrückungsapparat durch eine weitgefächerte Infiltration (aus Hoovers Stab verlautete, man habe bis zu 10 Prozent BPP-Mitgliedschaft „gepflanzt“) gelungen, die Panther-Bewegung weitgehend zu zerschlagen und als nationalen Faktor innerhalb der Befreiungsbewegung der Schwarzen auszuschalten. Die BPP sei zerstritten und tief gespalten. Auf ihre kalifornischen Ausgangsbasen (der afroamerikanische Politiker Bobby Seale und Huey Newton hatten sie ursprünglich in Oakland gegründet) und Restpositionen in New York zurückgeworfen, könne man sie leicht unter Kontrolle halten.

Wie oft, wenn die reaktionäre Presse von ihr „recherchierte Tatsachen“ zu präsentieren sucht, handelt es sich um ein Gebräu aus Erfindungen, Halbwahrheiten und Tatsachen.

Wie aber ist die Lage in der Black Panther Party wirklich?

Als die BPP vor fünf Jahren in die politische Arena der Vereinigten Staaten eintrat, wurde ihr Erscheinen von der amerikanischen

Linken zunächst mit Interesse und Sympathie aufgenommen: Das von ihr vorgelegte 10-Punkte-Programm stellte – trotz seiner fehlerhaften strategisch-taktischen Grundlinie – insgesamt eine gewisse Plattform des antikapitalistischen und antirassistischen Kampfes dar. Die BPP präsentierte sich als Partei des schwarzen Amerika, die der bestehenden Gesellschaftsordnung jede Existenzberechtigung absprach und sich mit ihrer Alternativkonzeption der imperialistischen Zweiparteien-Machtstruktur offen entgegenstellte. Das erkannte man auch in Washington.

Die zunächst als „Selbstschutzorganisation“ der vom Schießterror des weißen Rassismus bedrohten Ghettos ins Leben gerufene – also ausgesprochen defensive – Black Panther Party profilierte sich gegenüber anderen afroamerikanischen Vereinigungen durch eine Reihe positiver Faktoren: ihr Bekenntnis zum Befreiungskampf der Völker Indochinas, ihre Solidarität mit dem revolutionären Kuba sowie eine in Ansätzen bestehende Bereitschaft zur Aktionseinheit mit der KP der USA und anderen Linkskräften. Andererseits zeigten sich in ihrer prinzipiellen Auffassung von Beginn an Züge des krassen Sektierertums, vor allem die Tendenz zur Ersetzung des Massenkampfes durch das Handeln einer isolierten „Elite“.

Die von den Panthers eingeleiteten praktischen Maßnahmen zur Verbesserung der materiellen Lage des Negervolkes fanden indes weithin Anerkennung: Unentgeltliches Frühstück für verelendete Slumkinder, kostenlose medizinische Betreuung der Ghettobevölkerung, Kampf gegen Rauschgifthandel und Drogenmißbrauch – auch das machte die BPP international bekannt.

Es darf jedoch nicht verhehlt werden, daß sich die Führer und Kader der BPP trotz plakativer Treueschwüre auf einen mißverständenen „Marxismus-Leninismus“ niemals bis zu einer geschlossenen Weltanschauung auf der Basis des wissenschaftlichen Sozialismus durchdrangen.

Das imperialistische System und sein terroristischer Unterdrückungsapparat reagierten auf die mit revolutionärer Phraseologie verbundene Aktivität der Panthers zunächst in traditioneller Manier: Nicht wenige BPP-Kämpfer fielen im Kugelhagel der Büttel, Hunderte wurden in Gefängnisse verschleppt, darunter der Nationalvorsitzende Bobby Seale. An dieser Stelle muß angemerkt werden, daß die gerade von BPP-Führungskreisen verfolgte provokatorische Taktik der gewollten Herausforderung und Konfrontation den Häschern und Mordschützen des Regimes nicht wenig Vorwände für die Verwirklichung ihrer verbrecherischen Pläne lieferte.

Während das Nixon-Regime einerseits die Jagd auf BPP-Funktionäre intensivierte, verstärkte und ermutigte es andererseits die Diversions- und Spaltertätigkeit unter dem Mantel der Partei. Agenten der USA-Geheimpolizei, die auf einflußreiche Posten innerhalb der BPP-Struktur vorgestoßen waren, taten alles, um die Organisation von der Verwirklichung der konstruktiven Elemente ihres Pro-

gramms abzuhalten und negativen Tendenzen zur Oberhand zu verhelfen. Unter Ausnutzung politisch unreifer und zu Abenteuerertum aufgelegter BPP-Mitglieder sorgten sie für die Durchsetzung der auf „revolutionärer“ Gewaltanbetung ausgerichteten anarchistischen Tendenz.

Das Fehlen stabiler Verbindungen zwischen der BPP und dem schwarzen Industrieproletariat und die in Parteikreisen vorherrschende Auffassung, gerade das Lumpenproletariat (nach ihm wurde sogar das zentrale Agitationsteam der BPP „The Lumpen“ benannt) müsse im Kampf gegen den Imperialismus eine Vorhutaufgabe erfüllen, begünstigten die Ausbreitung gefährlicher Auffassungen. Man halte sich vor Augen: Nur ein einziger unter den Führern der BPP, nämlich Bobby Seale, hat es gewagt, sich voller Stolz auf seine Arbeiterherkunft und seine berufliche Qualifikation als Zimmermann, technischer Zeichner und Mechaniker zu berufen. Allen anderen blieb die Parteinarbeit für das schwarze Proletariat – es bildet heute unter anderen ein bedeutendes Kontingent in der Stahl- und Autoindustrie sowie im Bergbau und im Transportwesen – geradezu verpönt.

Im Gegensatz zu der ursprünglich auch von Newton erhobenen Forderung, die schwarz-braun-weiße Einheitsfront aller Unterdrückten zu schaffen, gewannen rassenseparatistische Vorstellungen immer mehr an Boden. Für die Creme der BPP wurde dabei der chauvinistische Mao-Kult, der auch in das von Newton redigierte Parteiorgan „The Black Panther“ Eingang erhielt, zu einer Art Fetischismus. Auf diesem Hintergrund erscheint es nur als logisch, wenn der BPP-„Verteidigungsminister“ Huey Newton inzwischen planmäßig in Peking – der Weltzentrale zur Spaltung und Desorientierung der internationalen revolutionären Bewegung – eingetroffen ist.

Eine besonders verhängnisvolle Rolle innerhalb der Panther-Bewegung spielte der ins algerische Exil abgewanderte Schriftsteller Eldridge Cleaver, der als „Informationsminister“ der BPP aus dem Ausland pseudorevolutionäre Gebrauchsanweisungen verschickte. Cleaver gelang es, neben der Panther-Emigration auch die New Yorker Zellen der Partei auf seine halsbrecherische Linie zu verpflichten. Newton, der seit 1967 in Haft gehalten worden war und erst Ende 1970 wieder auf freien Fuß gelangte, nahm sofort den Kampf gegen Cleaver und dessen „linken“ Kurs auf. Allerdings tat er das wiederum aus einer rechtsopportunistischen Position des faktischen Kapitulierens vor dem System, die im Verlangen nach Förderung des auch von Nixon propagierten „Schwarzen Kapitalismus“ gipfelte.

Die Folge dessen war, daß zunächst der „Informationsminister“ das Heft der BPP ganz an sich zu reißen suchte. Kurzerhand erklärte er Newton und BPP-„Stabschef“ David Hilliard für „aus der Partei ausgeschlossen“. Der sich als „oberster Diener des Volkes“ aufspielende Newton wiederum, der den zu dieser Zeit noch inhaftierten Bobby Seale auf seine Linie festlegen konnte, schlug unverzüglich

zurück. In einem Offenen Brief an die gesamte BPP-Mitgliedschaft ließ er Seale erklären, dieser kenne nur eine Black Panther Party – nämlich die von Newton repräsentierte. Die Auseinandersetzungen endeten schließlich damit, daß Eldridge Cleaver eine parallele Partei aufzumachen beschloß und mit der Herausgabe einer Gegenzeitung „Right On“ begann.

So haben Spaltung, innerparteilicher Zwist und Einschwenken in die Sackgasse eines blinden Antikommunismus die politischen Möglichkeiten der Panthers, deren Mitgliedschaft wohl nie die 3000 überstiegen hat, systematisch erschöpft und zerstört. Offenbar ist die „Milde“ bestimmter notorischer Feinde des schwarzen Amerika gegenüber der Black Panther Party tatsächlich darauf zurückzuführen, daß ihr das Regime keine größere Bedeutung mehr beimißt.

Es wäre indes grundfalsch anzunehmen, die Befreiungsbewegung der Afroamerikaner überhaupt sei zerschlagen. Einmal war die BPP niemals mit deren Gesamtheit gleichzusetzen; zum anderen haben die Bewußtesten unter den schwarzen Amerikanern aus den bitteren Erfahrungen der Black Panthers und anderer kleinbürgerlich-pseudoradikaler Nationalisten bereits ihre Lehren gezogen. Alle zur Zusammenarbeit bereiten gesunden Kräfte – auch jene innerhalb der Black Panther Party – können dabei weiterhin der festen Solidarität der KP der USA im gemeinsamen Kampf gegen den gemeinsamen Feind sicher sein.

Kohle und Kunst

von Richard Christ

Wenn von Energiewirtschaft und ihren gelegentlichen Schwierigkeiten die Rede ist, prüft unsereins gewöhnlich im Keller, ob genügend Briketts eingestapelt sind, und die ganz Weitsichtigen schauen vielleicht, Hände auf die Dampfheizung gestützt, durchs Fenster hinüber zum Kraftwerk, ob der Schornstein noch raucht. Ich will zugeben, daß mir eine Zimmertemperatur von einundzwanzig Grad den Winter hindurch zur Selbstverständlichkeit geworden ist, von der ich ungern lassen würde. Daß allerdings eine beträchtliche Anzahl von Leuten, die für meine Behaglichkeit sorgen, einiges übers Selbstverständliche hinaus tun müssen, ist mir erst richtig klargeworden, als ich kürzlich einen Blick in die Zukunft tun durfte.

Hoyerswerda, Kreisstadt im Bezirk Cottbus, ist nach Eisenhüttenstadt die zweite sozialistische Wohnstadt der DDR, und vermutlich ist es die einzige Stadt unseres Landes, in der für jedermann sichtbar zwei historische Epochen durch einen Wasserlauf voneinander geschieden sind. Das alte Hoyerswerda, früher ausgewiesen durch ein paar tausend Einwohner, etwas Schweinezucht und die Herstellung von Hohlglas und Schuhwerk, liegt westlich der Schwarzen Elster und unterscheidet sich dem Äußeren nach von anderen Städtchen der Lausitz allenfalls durch einen sehr ordentlich gehaltenen

nen Zoo. Was östlich des Fließchens entstanden ist, heißt Hoyerswerda-Neustadt oder, auf Sorbisch, Wojerecy Nowe Město und verdankt seine Gründung der größten Braunkohlenveredelungsanlage der Welt, dem Kombinat Schwarze Pumpe.

Wenn ich bisher nach Hoyerswerda kam, dann mit dem Linienbus, der von Spremberg aus am Kombinat vorbei eine Dreiviertelstunde braucht, die allerdings lang werden kann, wenn man per Stehplatz fährt. Schneller reist es sich mit dem Triebwagen; das rot angestrichene Schienengefährt darf, wie ein Schild am Führerstand besagt, mit neunzig Kilometern in der Stunde über die neugebaute Strecke jagen. Der Bahnhof Neustadt, von Spremberg aus in einer halben Stunde erreicht, ist nicht viel größer als ein Wochenendhäuschen, der Bahnsteig ohne Überdachung, in Fahrtrichtung links liegt freies Feld, rechts die neue Stadt, etwa fünfzigtausend Einwohner soll sie haben, einige Wohnkomplexe sind noch im Entstehen.

Als erstes fällt auf, daß hier kaum Mietshäuser mit mehr als vier Stockwerken gebaut wurden, im Unterschied zu gewissen Berliner Neubauvierteln wird beim Passanten also nicht unbedingt ein Ameisenkomplex erzeugt. Sodann, es ist ja Herbst, fällt auf, daß Kinder zwischen den Häusern Drachen steigen lassen; es liegen reichlich Grünflächen zwischen den Blocks, man hat beim Projektieren Platz gehabt und ihn einigermaßen genutzt.

Was gefällt den Einwohnern an ihrer Stadt? Vor allem die Wohnungen, sagen sie, hoher Wohnkomfort bei bekannt niedrigen Mieten. Sodann eine recht angenehme Luft, erstaunlich sauber für ein Industriegebiet, trinkbares Wasser auch, eine erholsame Umgebung mit viel Wald und Wasser. Was noch? Das neue Centrum-Warenhaus. Und der Tierpark, aber der liegt in der Altstadt. Demnach mißfällt auch einiges? Ja, verschiedenes ist unbefriedigend: Das Theater fehlt noch immer; obwohl die Architekten auf ihren Plänen eingezeichnet haben, wo es stehen soll, muß man nach Cottbus oder ins Bergarbeitertheater nach Senftenberg fahren. Es gibt zuwenig Gemüse. Zuwenig Garagen. Keine Ladenstraße, der Schaufensterbummel führt nur rings ums Warenhaus. Gegenüber sind in einem Neubaublock zwar große Ladenscheiben im Erdgeschoß, aber es gibt wenig zu sehen; der HO, heißt es, seien die Mieten hier zu hoch. Einzig der Buchverkauf wird nun aus seiner Baracke umziehen in einen geräumigen modernen Laden — endlich, sagen die Neustädter, die vom improvisierten Baustil des Lausitzer Alt-Barack wenig halten. Kinos fehlen, die Zahl der Kulturstätten steht in keinem Verhältnis zur Zahl der Einwohner. Bis jetzt ist Hoyerswerda im wesentlichen eine Wohn- und Schlafstadt, für die sozialistische Freizeitgestaltung muß noch einiges getan werden.

Viele der Bürger kümmern sich darum. Das Mitplanen und Mitregieren hat auf verschiedene Art Ausdruck gefunden, zum Beispiel in einem Schriftwechsel mit Bezirks- und Zentralbehörden. Termine sind genannt worden, Verzögerungen werden erklärt, neue Termine

genannt. Hoyerswerda liegt nicht außerhalb der Welt und schon gar nicht außerhalb der Pläne einer Volkswirtschaft, die in den kommenden Jahren genau kalkulieren muß. Das riesige Kombinat braucht Arbeitskräfte; die NVA springt ein, unsere polnischen und ungarischen Freunde haben bereits ausgeholfen, auch aus dem Norden der Republik erwartet man noch Zuzug, aber Voraussetzung sind wiederum neue Wohnungen, und mehr Wohnungen erfordern auch wieder mehr Kulturstätten. Bei allen Schwierigkeiten aber darf sicher sein: Wo einem jetzt noch feiner Sand in die Schuhe rieselt, dort werden wir einmal Beifall klatschen, wenn sich der Vorhang zur Premiere hebt.

Die Neustädter Bürger lassen indes nicht die Hände im Schoß liegen, bis Applaus verlangt wird. Unser Beispiel dafür soll schlicht und merkbar Schmidt heißen, Martin Schmidt, wohnhaft ein paar Minuten vom Klubhaus Otto Grotewohl entfernt, ein Bergbauingenieur, der im Tagebau als Kipper und Baggerfahrer angefangen hat. Auf seine Unternehmungskraft baut der „Freundeskreis Kunst und Literatur“, der im Klubhaus eine Heimstatt und im Kulturbund das organisatorische Dach gefunden hat. An einem Freitagabend im September findet im Klub eine Lesung statt, und als Gast kann man einiges feststellen, was nicht ganz üblich ist.

Zum Beispiel, daß hier vierzig Leute erschienen sind und daß es fünfzig sein könnten, wenn nicht gerade eine Kampfgruppenübung stattfinden würde. Berliner Literaten, bedenkt: vierzig Zuhörer und Diskussionsredner an einem Freitagabend, wo man eigentlich einkaufen und das Wochenende vorbereiten müßte! Im Obergeschoß des Klubhauses neben dem Veranstaltungszimmer hängen die Holzschnitte und Federzeichnungen des Meißners Lothar Sell, und im Gästebuch ist nachzulesen, wer vor ihm ausgestellt hat: Cremer, Elizabeth Shaw, Tucholski, Arno Mohr; jede Ausstellung wird musikalisch eröffnet, danach gibt es ein Gespräch mit dem Künstler, und die ausgestellten Stücke stehen meist zum Verkauf. So kommt es, daß in mancher Neubauwohnung von Hoyerswerda moderne Graphik und Malerei im Original hängt. Und immer ist Zuspruch zu den Veranstaltungen, ob Heinz Knobloch Feuilletons liest oder Volker Braun ein Stück zur Diskussion stellt, beim Jazz-Abend, beim Bobrowski-Abend, beim Bartok-Vortrag, zur Faschingsfeier.

Das alles organisiert kein hauptamtlicher Kulturfunktionär. Martin Schmidt arbeitet im VEB Rationalisierung, wo er sich über technische Probleme den Kopf zerbricht, und allemal geht es dabei um Braunkohle. Die DDR steht in der Braunkohleerzeugung allen Ländern der Welt voran; in den kommenden Fünfjahrplänen wird sich, den geologischen Bedingungen entsprechend, der Abbau mehr und mehr in die Niederlausitz verlagern, hier wird Technik eingesetzt, die bereits das Jahr Zweitausend im Visier hat.

Wie bis dahin der Abbau vor sich gehen wird, erläutert Diplom-Ingenieur Issel, als wir am Rand des Tagebaus Welzow-Süd stehen: wir – eine Gruppe von Laien (was die Kohle betrifft), hauptsächlich

Lehrer der Musikschule Hoyerswerda, die ein Freundschaftsvertrag mit der AGL Spreetal des VEB Rationalisierung verbindet. Die Musiklehrer geben den Kohle-Leuten mit Theorie und Beispiel Einführungen in die klassische und moderne Musik, dafür erfahren sie etwas von der Technologie der Kohleveredlung, von der Energie-situation in der Welt, von der Braunkohlegewinnung. Pädagogen, die zu anderen Tagen den Hoyerswerdaer Kindern das Klavier- und Geigenspiel beibringen, stehen an diesem sonnigen Sonnabendvormittag in einer Landschaft, die durch eigentümliche Gegensätzlichkeit berührt: Im Tertiär versunkene Wälder werden nach siebzig Millionen Jahren freigelegt und abgetragen mit einer tausendarmigen Maschinerie, deren Ausdehnung und Perfektion, steht man neben Förderbrücke, Schaufelradbagger oder Förderband, beeindruckend ist. Aber rückt man etwas ab, schaut mit dem Feldstecher über die riesige Senke, in der durch unterschiedlich tiefe Schnitte die Kohle bloßgelegt ist, so schrumpft die Technik zu metallglitzernden Punkten, die sich weit draußen, weit unten langsam bewegen. Während Hans Issel und seine Mitarbeiter erläutern, wie ein Tagebau funktioniert, wieviel Wasser und Abraum mühsam bewegt werden müssen, um Kohle zu gewinnen, was eine Sechzig-Meter-Brücke ist und was es bedeutet, wenn ein Schaufelradbagger ausfällt — während dieser fahrgerecht geduldigen Unterweisung wird man den Gedanken nicht los, das Nötigste für diesen Großbetrieb sei ein Dach. Denn was passiert, wenn der Sand, durch den die Kumpel da unten stapfen, von einem Dauerregen zu Brei verwandelt wird? Wenn Schnee und Frost einsetzen? Wir kennen die Bilder und Berichte von der alljährlich wiederholten Schlacht um die Kohle. Im Dreischichtenbetrieb gegen Wasser, Kälte, Schlamm und technische Havarien angehen und einen Plan erfüllen, auf dem ganze Industriezweige aufbauen, das ist eine Kleinigkeit mehr als das Selbstverständliche eines gleichförmigen Tagewerks, und man begreift um so eher, daß Kultur von den Leuten, die sich da unten mühen, verlangt und gebraucht wird. Man begreift überdies, daß es außer der Kultur noch ein paar andere Dinge gibt, die wichtig, schwierig, beredenswert sind.

Als die Meister der Musik und die Meister der Kohle an diesem Tag die Autos bestiegen und in Kolonne nach Hoyerswerda zurückfuhren, saß ich mit Leuten im Wagen, die noch ein bißchen fachsimpelten. Einer von ihnen hatte eine raffinierte Neuerung zum Steuern von Baggerbewegungen ersonnen und eingeführt, die mir im Detail erklärt werden sollte, was nicht ganz einfach war, und dann sprachen sie vom Heine-Abend, den sie vorbereiten, und von einem Chopin-Konzert der Musikschule und von der bevorstehenden Sandberg-Ausstellung, und an diesem Nachmittag war noch eine Fahrt nach Senftenberg vorgesehen, um den Kindern „König Drosselbart“ zu zeigen. Der Fahrer, der Bagger-Neuerer, trat bei alldem kräftig aufs Gaspedal, daß ihn seine Kumpel fragten, ob das Bodenbrett noch halte. So jagten wir aus dem Tertiär zurück in die Gegenwart; ein wenig, dachte ich, sind wir eigentlich schon in der Zukunft.

Lüge mit langen Beinen

von Wolfgang Reischöck

Auch westliche Quellen nannten die antisowjetische Schau, die der konservative britische Premier dieser Tage abzog, in Art und Umfang „einmalig“ und „beispiellos“ in der Geschichte der Diplomatie. Daß die reaktionärsten Vertreter des britischen Imperialismus immer dann zur Stelle sind, wenn es darum geht, durch Komplote und skrupellos fabrizierte falsche Anschläge den gesellschaftlichen Fortschritt aufzuhalten und internationale Entspannungsbemühungen zu durchkreuzen, ist indessen schon geschichtsnotorisch. (Man erinnert sich an das Wort Winston Churchills, er beabsichtige, den Sozialismus in Rußland „in der Wiege zu erdrosseln“.) Der von der Sowjetunion mit scharfem Protest beantwortete und von allen vernünftigen Menschen verurteilte diplomatische Gewaltakt gegen eine größere Zahl von Mitarbeitern sowjetischer Vertretungen in London, mit dem das Kabinett Heath große Teile der westlichen Öffentlichkeit in Verwirrung versetzte, mag in der Tat einmalig und beispiellos sein — die Motive und Methoden sind es keineswegs.

Eben das (und nicht die Zufälligkeit der jährlichen Wiederkehr) veranlaßt uns, ein Ereignis ins Gedächtnis zurückzurufen, das vor 47 Jahren — im Oktober 1924 — die britische Öffentlichkeit schokkierte und ebenfalls von einer konservativen britischen Regierung in Szene gesetzt worden war. Doch das sollte erst 42 Jahre später ans Licht der britischen Öffentlichkeit dringen.

Was die erzkonservative Daily Mail am 25. Oktober 1924 in fetten Schlagzeilen zu verkünden wußte, schlug ein wie eine Bombe. Und genau dieser Effekt war kalkuliert. An diesem Mittwoch — vier Tage bevor das erste Labour-Kabinett unter Ramsay MacDonald sich der Wahl stellte (wo es eine eklatante Niederlage erlitt) — veröffentlichte die Zeitung einen angeblichen Geheimbrief des damaligen Vorsitzenden der Dritten Internationale, Sinowjew, an die Kommunistische Partei Großbritanniens, in dem allerlei subversive Tätigkeiten vorgeschlagen wurden, auch in den Streitkräften der künftigen „Britischen Roten Armee“, wie es in dem Brief hieß.

Die Veröffentlichung dieses „Geheimbriefes“ richtete sich nicht nur gegen die Kommunistische Partei. Sie sollte in gleicher Weise die Labour-Regierung unter MacDonald in Mißkredit bringen, die die junge Sowjetregierung diplomatisch anerkannt hatte und in Verhandlungen über einen britisch-sowjetischen Handelsvertrag eingetreten war. Diese „Liebäugelei“ mit der „roten Bedrohung“ ließ die Großbourgeoisie nicht ruhen. Die Veröffentlichung des Briefes paßte ihr gut ins Konzept.

Allerdings wurde die Echtheit dieses Schreibens von verschiedenen Seiten immer wieder angezweifelt, und MacDonald bezeichnete die Affäre als einen neuen Gunpowder Plot¹⁾. Doch im 20. Jahr-

¹⁾ Gemeint ist die Pulverschwörung des Guy Fawkes, die am 5. November 1605 mit dem (vergeblichen) Versuch endete, das Parlament in die Luft zu sprengen.

hundert pflegen Verschwörungen sich nicht harmlosen Schwarzpulvers zu bedienen. Als die Ereignisse, die sich mit dem „Sinowjewbrief“ verbanden, vier Jahre später, im März 1928, in einer Unterhausdebatte noch einmal zur Sprache kamen, erwähnte der damalige Premier Baldwin zum ersten Mal den etwas außergewöhnlichen und unenglischen Namen eines mysteriösen Geschäftsmannes — C. Donald im Thurn —, der in seinen Augen ein honoriger und patriotischer Mann sei und den „Sinowjewbrief“ an die ebenso patriotische Daily Mail weitergegeben habe. Man glaubte wohl, diese Ehrenerklärung nötig zu haben. Damit sollte der Fall offiziell erledigt sein.

Bereits drei Tage später aber — am 22. März — übergab der sowjetische Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten, Tschitscherin, der ausländischen Presse eine Erklärung, in der der angebliche Geheimbrief als Fälschung entlarvt wurde. Der Brief sei nicht in Moskau geschrieben, sondern in Berlin fabriziert worden. Tschitscherin nannte auch Namen der Urheber: die konterrevolutionären weißrussischen Emigranten Shemtschushnikow, Gumanski, Bellegarde sowie einen Mann namens Drushnelowski. Die britische Presse freilich schwieg diese Erklärung wie ihren sachlichen Inhalt tot. 38 Jahre lang.

Im Dezember 1966 meldete sich in London eine Madame Bellegarde — die Ehefrau jenes Bellegarde, den Tschitscherin 1928 als einen Beteiligten an der Fälschung bezeichnet hatte. Der zweite, Shemtschushnikow, war ihr Bruder und der dritte, Gumanski, ein enger Familienfreund. Madame Bellegarde war selbst Augenzeugin der damaligen Fälschung. Sie hatte, was sie darüber wußte, niedergeschrieben und einem anderen russischen Emigranten, Dr. Nikolaj Andrejew, übergeben, der als Dozent für Slawistik an der Universität Cambridge wirkte. Beide schworen sich Geheimhaltung, bis alle Beteiligten gestorben oder sonstwie „außer Gefahr“ waren. Das war nun der Fall, und die Londoner Sunday Times enthüllte in zwei umfangreichen Veröffentlichungen am 11. und 18. Dezember 1966, welche Tatsachen sich hinter dem „großen ungelösten Rätsel der britischen Politik“ (so die Sunday Times) verbargen.

Wie hat sich danach die Sache zugetragen?

Im Spätsommer des Jahres 1924 erhielt Bellegarde in seiner Berliner Wohnung, Charlottenburg, Eisenacher Straße 117, dritter Stock, einen Anruf von Gumanski. Gumanski entwickelte erstmalig die Idee zu dem Brief und teilte mit, daß der Vorschlag von einer „hochgestellten Persönlichkeit in London“ gekommen sei. Gumanski und Bellegarde, voll Haß auf die junge Sowjetmacht, machten sich ans Werk und entwarfen den Brief. Einige Schwierigkeiten bereitete zunächst die Beschaffung des Original-Kopfbogens, auf dem der Brief getippt werden mußte. Der vierte Mann, den Tschitscherin 1928 in seiner Erklärung genannt hatte, beschaffte ihn: der Verräter Drushnelowski. Schließlich fehlte noch die Unterschrift Sinowjews. Auch hier fand sich Rat. Ein alter litauischer Freund der Bellegardes, Edward Friede, hatte sich nach einigen Wodkas schon des öfteren als gewandter Fälscher von Unterschriften erwiesen. Er kopierte den

Namenszug Sinowjews von einem Faksimile auf einem Partei-Rundschreiben.

Nun taucht eine neue Figur in der Affäre auf: Wladimir Pawlowitsch Orlow, ein ehemaliger weißrussischer Offizier, von dem man wußte, daß er ständig in Europa umherreiste und über wichtige Beziehungen in London verfügte. Und über diese Beziehungen gelangte der Brief in die britische Hauptstadt.

Aber noch nicht in die Redaktion der Daily Mail. Wie aus später gefundenen Dokumenten bekannt wurde, haben hochstehende Mitglieder des Konservativen Zentralbüros an geheimen Abmachungen teilgenommen, die darauf abzielten, dem gefälschten Brief zu maximaler Wirkung zu verhelfen. Dazu war es notwendig, dem Brief ein Höchstmaß an scheinbarer Authentizität zu verleihen.

Am 10. Oktober 1924 erhielt das Foreign Office vom Secret Service eine Kopie des Briefes (das Original war schon frühzeitig „verlorengegangen“). Ein zwielichtiger City-Geschäftsmann, der schon erwähnte im Thurn, Angestellter einer mysteriösen „Russian Steamship Navigation Co.“ in London, hatte die Tories zwei Wochen vor den Wahlen über die Existenz des Briefes informiert und dafür einen Betrag von 5000 £ für seinen Informanten gefordert, der in den Briefen mit „X“ bezeichnet wurde. Man sagte nur allzu freudig zu, und dieser im Thurn war es dann auch, der dafür sorgte, daß der Brief zunächst in Whitehall kursierte. Am 18. Oktober notiert im Thurn in seinem (inzwischen ebenfalls bekannt gewordenen) geheimen Tagebuch: „C. hat einzige Kopie. Zwecklos, meine Information zu publizieren, wenn nicht der Brief zuvor in den Ämtern zirkuliert; das macht ihn authentisch.“

„C“ war Sir Eyre Crowe, Staatssekretär (Permanent Under-Secretary) im Foreign Office.

Die Rechnung ging auf. Natürlich begann, was man sich in den Regierungsämtern über den angeblichen Sinowjewbrief erzählte, nach außen zu dringen, die Torypresse bekam davon planmäßig Wind, und im Thurn brauchte nur noch dafür zu sorgen, daß ein Exemplar des Briefes zum richtigen Zeitpunkt in die Hand der Daily Mail fiel, was sich als nicht zu schwierig erwies. Am 25. Oktober erschien die Zeitung, die als Motto „For King and Empire“ trägt, mit der Schlagzeile „Bürgerkriegs-Verschwörung durch die Herren der Sozialisten“.

Noch dreieinhalb Jahre muß im Thurn um den versprochenen Lohn in Höhe von 5000 £ betteln. Die „hochgestellten Persönlichkeiten des Zentralbüros“ zeigten sich knauserig. Endlich, im Frühjahr 1928, war man bereit, die Summe auszuzahlen: nach jener denkwürdigen Unterhausrede Mr. Baldwins, in der er das Falschspiel des ehrenwerten Mr. im Thurn zu einer patriotischen Tat aufwertete.

Das alles ist nun schon lange her. Die gegenwärtige konservative Regierung des Mr. Heath hat uns jedoch überzeugt, daß es noch aktuell ist.

Die Mädchen von Piräus

von Walter Großpietsch

Zum ersten Mal vernahm ich die Worte „Ich bin ein Mädchen aus Piräus“ im Berliner Friedrichshain. Ein zwölfjähriger Junge sang sie. Später hörte ich den Text noch oft: aus dem Radio, vom Tonband, von der Schallplatte und aus dem Lautsprecher des Fernsehers.

Beim Landgang in Piräus sah ich nun die Mädchen, die — glaubt man dem Text des Schlagers — den Hafen, die Schiffe und das Meer so sehr lieben. Und nur dies? Ich sah sie tagsüber in den Straßen von Piräus, vor den verlockenden Auslagen der Läden, an den Haltestellen der vielen Buslinien und auf den blankgewetzten Bänken der Parkanlagen. Zumeist wirkten sie verschlossen, sahen manchmal sogar etwas unkokett aus und schienen jedem Flirt abgeneigt.

Des Abends sah ich die Mädchen in den Gassen des benachbarten Athens. Zum Beispiel in jener, die vom Zeus-Tempel zur Platia Syntagmatis führt, dem Platz der Verfassung, die längst außer Kraft gesetzt ist. In den Gassen priesen Verkäufer heiße, duftende Kastanien und gesalzene Pistazien an. Und die Mädchen strebten mit ihren Freunden zum nahe gelegenen Lykabetos-Felsen.

In einer der vielen kleinen Tavernen, deren türkische und arabische Speisen den Fremden auch zu vorgerückter Nachtstunde noch zum Besuch reizen, sind natürlich auch Mädchen. Ein reger Disput beherrscht die Szene. Übermut klingt in der Stimme des etwa neuzehnjährigen Mädchens mit, als es sagt, es wohne genau gegenüber von Sokrates. Die Worte des Mädchens klangen so, als sei der „Nachbar“ Sokrates noch am Leben und nicht schon seit 2370 Jahren tot.

Das Mädchen war nicht hübsch. Dennoch gefiel es mir. In dem schummerigen Licht, das die Tavernenleuchter verbreiteten, sah ich sein scharf geschnittenes Gesicht mit der fast klassischen Nase, die dunkel umschatteten Augen waren auf mich gerichtet.

„Sie studieren?“

„Ja... Philosophie.“

„Ihr Regierungschef Papadopoulos sagte, das griechische Volk — also auch die Studenten — seien unreif, um seine Politik zu verstehen?“

„Das mag er sagen. Wir sind Griechen. Und er ist Faschist. Wir haben nichts Gemeinsames.“

„Papadopoulos aber hat die Macht?“

„Noch. Fast jede griechische Familie hat einen Angehörigen, der von der Junta-Polizei gesucht oder ‚beschattet‘ wird.“

Die Studentin sprach nur von den Gesuchten oder Beobachteten. Nicht von den bereits von Sondergerichten abgeurteilten Männern und Frauen, etwa 3000, auch nicht von den 2000 ohne Urteil verschleppten, den gefolterten.

„Sie meinen, das ganze griechische Volk ist gegen Papadopoulos?“

„Die meisten..., aber unsere Aktionen sind noch zu schwach und nicht koordiniert. Es gibt viel Uneinigkeit..., leider.“

Der Widerstand gegen die Junta wurzelt in allen Schichten des griechischen Volkes. Die Front reicht von Kommunisten und Sozialdemokra-

ten über Kreise der Intelligenz und Künstler bis zu konservativen Politikern und Anhängern der Monarchie.

„Sie sind ein streitbares Mädchen?“

„Streitbar schon, wenn es um unser Land geht. Aber sonst? Ich bin ein Mädchen wie jedes andere.“

Draußen war inzwischen der Straßenlärm verebbt. Kaum noch Autos. Auch die Verkäufer von Zeitungen, Lotterielosen, Brotringen, Kastanien und Pistazien hatten sich zurückgezogen.

Langsam spazierte ich zum nahen Areopag, einem kleinen Stadthügel gegenüber den Propyläen der Akropolis. Reste antiker Stufen und Sitze, in den Fels gehauen, zierten diesen dem Kriegsgott Ares gewidmeten Hügel. Einst tagte hier das oberste Blutgericht des athenischen Staates. Jahrtausende sind seitdem vergangen.

Von einem der steinernen Zeugen bot sich ein wunderbarer Blick zur nahen Bucht von Phaleron. Lediglich der Hafen von Piräus versteckte sich hinter einem Berg. Unwillkürlich erinnerte ich mich wieder des Schlagertextes: „Ich bin ein Mädchen aus Piräus und liebe den Hafen, die Schiffe und das Meer.“ Gewiß ist es nicht falsch, wenn ich hinzufüge: ebenso das Land. Sein Land.

In Dublin

von Henryk Keisch

Die erste Begegnung mit einem fremden Land ist stets aufregend. Man hat sich, bevor man auf die Reise ging, einen groben Überblick verschafft über das, was einen erwartet. Man weiß das Notwendigste vom historischen Hintergrund, von den die Gegenwart des Landes bestimmenden politischen und sozialen Fakten, man kennt dies und das aus der Feder von ein paar Nationalautoren, von anderen wenigstens die Namen und Lebensdaten. Man ist vorbereitet, so gut es eben geht, wenn man nicht gerade professioneller Reiseberichterstatter ist.

Und dann passiert eigentlich immer das gleiche. Was man sich vorstellte oder zu wissen glaubte, stimmt und stimmt doch wieder nicht. Es war richtig, aber abstrakt, abgelöst von der lebendigen Erscheinung der Dinge. Ein Schatten ohne seine Gestalt. Selbst die viel zu flüchtig und unvollständig wahrgenommene reale Gestalt gibt gründlichere Auskunft über sich als ein noch so gewissenhaft studierter Schatten.

Eine gute Woche im irischen Dublin. Erkundungsgänge kreuz und quer, Ausflüge in die benachbarten Grafschaften, Besichtigung von Museen, Schlössern, Slumvierteln und Bildungseinrichtungen, Theaterbesuche, Empfänge und immer wieder Gespräche, Gespräche, Gespräche — verleiht mir das, wie vollgestopft mit frischerworbenem Wissen ich mich auch glaube, einen Anspruch, mit der Gebärde eines Irlandkenners aufzutreten? Andererseits, bedeutsame Ereignisse und Vorgänge lenken die Aufmerksamkeit auf die „grüne Insel“ am Westrand des Kontinents, und ein bißchen mehr als zuvor weiß ich immerhin nach diesem Aufenthalt über sie. Warum es nicht mitteilen.

Anlaß unsrer Reise ist ein internationaler Kongreß. Ein nicht unbeträchtlicher Teil des zeitgenössischen Fremdenverkehrs wird, schätze ich, von Kongressen gespeist. Es ist wohl entschuldbar, daß unsere Aufmerksamkeit nicht ausschließlich den Debatten des unsren gilt, sondern ebenso dem Gastgeberland, in dessen Hauptstadt wir uns befinden. Seine Probleme beschäftigen die Welt, und wir hoffen Genaueres darüber zu erfahren. Der Tag nach unsrer spät-abendlichen Ankunft ist ein Sonntag und noch sitzungsfrei: erwünschte Gelegenheit zu einem ersten neugierigen Gang durch die Hauptstraßen.

Ich kann nicht sagen, wodurch in mir die feste Überzeugung entstanden war, ich begäbe mich in ein Land mit unwirtlichem Klima. Heinrich Böll, der in seinem „Irischen Tagebuch“ mehrfach von regnerischem, stürmischem Wetter spricht, mag eine gewisse Schuld daran tragen, und ebenso ein in den dreißiger Jahren nach Liam O'Flahertys berühmtem Roman „The Informer“ (Der Spitzel) an den Originalschauplätzen von Amerikanern gedrehter Film über den „Sinn Fein“, die illegale irische Nationalbewegung gegen die britische Herrschaft. Das neblig-finstere Dublin, das der Film zeigte, ist mir noch deutlich in Erinnerung. Aber während dieser ganzen Woche um die Septemtermitte erleben wir es anders. Die Tage sind von schmeichelnder spätsommerlicher Milde, oft sonnenüberstrahlt, man kann in Hemdsärmeln gehen und sogar im nahen Meer baden, an Plätzen, die in die meist felsige Küste wie eingesprengt scheinen.

Oberhalb eines dieser Plätze erhebt sich auf einer vorspringenden Landnase Martello Tower, ein einst gegen die napoleonische Bedrohung errichteter militärischer Beobachtungs- und Befestigungsturm, den James Joyce zeitweilig bewohnte. Bewunderer des „Ulysses“-Verfassers haben darin ein kleines Museum eingerichtet. Sie begehren sogar alljährlich einen Gedenktag, den „Bloomsday“, das bei Joyce kalendarisch fixierte Datum des Tages, dessen Ablauf und Reflexion im Innern des Romanhelden Leopold Bloom den Gegenstand des Romans bildet. Die Bezeichnung „Bloomsday“ gewinnt ihren vielsinnigen Anspruch durch ein Wortspiel, den Gleichklang nämlich mit „Doomsday“, dem Tag des Jüngsten Gerichts. Der Anspruch steht freilich in desillusionierendem Gegensatz zu dem Echo, das er findet. Nur wenige Besucher, nur wenige sogar unter den Teilnehmern eines Literaturkongresses, verirren sich zu dem vom Meer fast umspülten Joyce-Turm. Hingegen macht ein anderes Meer aus dunklem, bitterem Starkbier, welches die Dubliner Rekord-Großbrauerei Guinness Tag für Tag ausstößt und für dessen Besichtigung mit gewaltigem Aufwand eigenem Public-Relations-Service und eigener Hauszeitschrift auf Glanzpapier geworben wird, nicht nur einen einzelnen Tag zum Guinnessstag, sondern das liebe lange Jahr zum Guinnessjahr.

Dies übrigens keineswegs nur wegen des edlen Gerstensaftes, dessen Güte zu beurteilen ich besseren Sachverständigen überlassen muß. Man begegnet dem Namen Guinness auch sonst beinahe auf Schritt und Tritt. Als Arthur Guinness im Jahre 1759 zu Dublin

sein erstes Faß Bier braute, wurde er Begründer und Stammvater nicht nur einer heute marktbeherrschenden Familienfirma, sondern einer vielfach verzweigten Dynastie, in deren heutigem gewaltigem Wirtschaftsreich das Bier nur noch ein Betätigungsfeld unter vielen ist. Die Familie wurde, wie es sich für große Vermögen gehört, alsbald geadelt, sie stieg mit Grafen und Baronen in die Politik ein, in die Armee, sie zählt Philanthropen und Mäzene in ihren illustren Reihen — und all dies fördert unwandelbar die Geschäfte.

Ihr an allen Hauswänden des Vereinigten Königreichs prangender Werbespruch meint also wohl mehr als eine Getränkemarkte, wenn er suggeriert: „Guinness is good for you!“ (wird fortgesetzt)

Was man hier Mitbestimmung nennt

von Emil Carlebach (Frankfurt/M.)

Ein Wutausbruch des Arbeitsdirektors Haffner von den Klöckner-Werken AG spielte keine geringe Rolle auf dem 10. ordentlichen Gewerkschaftstag der Industriegewerkschaft Metall der Bundesrepublik. Allerdings, Direktor Haffner trat auf dem Gewerkschaftstag nicht auf, es hatte ihn ja auch niemand gewählt. Aber den Delegierten war ein vertrauliches Protokoll in die Hände geraten, das vom Hauptvorstand der Gewerkschaft stammte und über eine Zusammenkunft von Mitgliedern des Hauptvorstands mit elf Arbeitsdirektoren aus den größten Montankonzernen berichtete. Die ganze Problematik dessen, was in der Bundesrepublik zur Zeit „Mitbestimmung“ heißt, wird aus diesem Protokoll ersichtlich. Die Arbeitsdirektoren sind — im Rahmen der Gesetze über diese Mitbestimmung — von der Gewerkschaft benannt worden: Gewerkschaftsvertreter in den Konzerndirektionen. Ihre Direktorengelöhner nebst weiteren Annehmlichkeiten und der kollegiale Umgang mit den Herren der Hochfinanz haben die meisten von ihnen offensichtlich völlig korrumpiert. Sie sind empört, nicht weil die Arbeiter und Gewerkschafter der BRD immer weniger Einfluß nehmen können, sondern umgekehrt darüber, daß die Werktätigen und besonders die in den Betrieben gewählten gewerkschaftlichen Vertrauensleute echte Mitbestimmung verlangen. „Das ist ja Honecker-Politik“, explodierte Arbeitsdirektor Haffner, laut Protokoll. Denn was die Vertrauensleute der westdeutschen Arbeiter fordern, ist ziemlich genau das, was die Vertrauensleute der Arbeiter in der DDR tatsächlich an Rechten haben: Mitbestimmung über Investitionen, über Umstellungen im Betrieb, über Bilanzprobleme.

Da gibt es also Arbeitsdirektoren, die von der Gewerkschaft benannt sind. Aber sie dürfen der Belegschaft oder der Gewerkschaft kein Wort von dem berichten, was im Konzernvorstand verhandelt wird. Da gibt es Betriebsräte, die auf Grund der gesetzlichen Mitbestimmung in den Montanbetrieben Mitglieder im Aufsichtsrat sind — aber sie dürfen den Arbeitern und Angestellten, von denen sie gewählt wurden, nichts über die Vorgänge im Aufsichtsrat berich-

ten, denn darüber herrscht Schweigepflicht nach dem Gesetz über die Aktiengesellschaften.

Da gibt es aber jetzt, wie Arbeitsdirektor Kübel (Hüttenwerk Oberhausen AG) berichtet, Vertrauensleute, die fordern, die Betriebs- oder Abteilungsleiter des Konzerns sollten den gewählten Gewerkschaftsvertrauensmann über wichtige personelle oder betriebliche Veränderungen informieren. Diese Mitteilung löste — wie das von Fritz Strothmann, Hauptvorstand der IG Metall, unterzeichnete Protokoll ausweist — „empörte Zwischenrufe der anwesenden Arbeitsdirektoren“ aus.

Direktor Kapusta (Rhein Stahl AG) verlangte Disziplinierungsmaßnahmen, „man müßte auch die Vertrauensleute im Griff haben“. Arno Schwarting vom Vorstand der IG Metall stellte sich offenbar sogar auf die Seite der Direktoren. In dem Protokoll ist zu lesen: „Schwarting gab zu, daß es teilweise zu einer völligen Fehleinschätzung über Rechte und Pflichten der Mitbestimmungsträger, insbesondere der Arbeitnehmervertreter im Aufsichtsrat, komme. So verlangte man vom Generaldirektor oder Anteilseigner Auskünfte über die allgemeine Geschäftspolitik. Man wollte Geschäftsführer und Arbeitsdirektoren zwingen, vor dem Vertrauenskörper Erklärungen zur Produktions-, Verkaufs-, Bau- oder Investitionsplanung abzugeben. Man erwartet, daß etwa Kollege Otto Brenner als stellvertretender Aufsichtsratsvorsitzender (Volkswagenwerk) auch über Tagesereignisse informiert sein muß, und nahm ihm und anderen Funktionsträgern der Mitbestimmung nicht ab, daß es auch in der allgemeinen Information natürliche Grenzen gäbe.“

Es ist die objektive Klassensituation des Arbeiters, die den Vertrauensmann der Gewerkschaft in Westdeutschland zwingt, genau die Dinge zu fordern, die sein Kollege in der DDR seit Jahrzehnten als ihm zustehendes Recht besitzt. Direktor Kübel, ich erwähnte ihn schon, sieht bereits den Weltuntergang vor sich: „Man zwingt Arbeitnehmervertreter im Aufsichtsrat, die im Investitionsausschuß sind, ihnen (den Vertrauensleuten — d. Red.) ohne jegliches Recht Nachrichten und Informationen aus diesen Ausschusssitzungen zu übermitteln. Wohin soll das alles noch einmal führen?“

Nun, vielleicht führt es zu einer echten Mitbestimmung der Arbeitenden auch in der Bundesrepublik. Auf jeden Fall zeigte sich im Ablauf des Kongresses der IG Metall eine Erscheinung, die durch dieses vertrauliche Protokoll aus dem Hauptvorstand nur unterstrichen wird: Die Gewerkschafter beginnen, sich von der systematisch geschürten Trennung nach Parteirichtungen frei zu machen. Mehr und mehr entschieden sich große Teile des Kongresses, unabhängig von Partei und Weltanschauung, für eine konsequente, dem Klassenstandpunkt und damit dem gesellschaftlichen Fortschritt Rechnung tragende Haltung. Wenn Arbeitsdirektoren westdeutscher Konzerne das als „Honecker-Politik“ bezeichnen, so kann man das nur als eine weitere Bestätigung dafür werten, wie sehr die gesellschaftliche Entwicklung in der DDR auch den Interessen der westdeutschen Arbeiter entspricht.

Wezsäckers Befürchtungen

von Jürgen Kuczynski

Die Bundesrepublik ist heute wie gestern die aggressivste imperialistische Macht in Europa. Das ist nicht verwunderlich, nachdem die deutschen Monopole zwei Weltkriege verloren haben und als Folge des zweiten — wie nach dem ersten Weltkrieg — nicht nur gewisse territoriale Verluste an ihre monopolistischen Konkurrenten gehabt haben, sondern auch einen beachtlichen Teil Deutschlands an die Zukunft, an den Sozialismus aufgeben mußten — und die Deutsche Demokratische Republik als Hort alles dessen, wogegen die Monopole kämpfen, als Hort des Friedens und der Sicherheit der Werktätigen, entstand.

Die Bundeswehr, die militärische Macht der Monopole, sieht sich daher vor nur eine Aufgabe gestellt: möglichst großen Anteil an der Vorbereitung eines dritten Weltkrieges gegen die Länder des Sozialismus zu haben. Sie ist eingebaut in das System der NATO, die alle großen imperialistischen Mächte mit Ausnahme von Japan vereinigt. In keinem NATO-Land, abgesehen von der führenden imperialistischen Macht, den USA, werden so intensiv Generalstabspläne für die verschiedensten Varianten des Angriffskrieges gegen die Länder des Sozialismus ausgearbeitet wie in der Bundesrepublik.

So ist es verständlich, daß in der BRD die Unruhe über die Kriegspläne des Monopolkapitals groß ist und auch unter Wissenschaftlern das Bedürfnis wächst, nicht nur allgemein als friedliebende Bürger, sondern mit ihren ganz spezifischen Fähigkeiten gegen die wahnsinnigen Kriegspläne von Generalen und Generaldirektoren aufzutreten.

Carl Friedrich von Wezsäcker, der Herausgeber von „Kriegsfolgen und Kriegsverhütung“¹⁾ ist ein Physiker und bürgerlicher Friedensbefürworter, da er nicht die BRD vernichtet sehen will. Er steht jeder Massenbewegung der Werktätigen fern. In diesem Buch bemüht er sich, durch eine Reihe von Studien den Nachweis führen zu lassen, daß jede Art von Krieg für die BRD aussichtslos ist.

*

Wezsäckers Buch enthält eine Fülle von „objektiv-naturwissenschaftlich-technischen“ Untersuchungen. Philipp Sonntag gibt zum Beispiel eine „Mathematische Analyse der Wirkungen von Kernwaffenexplosionen in der BRD“ (S. 75—198), deren Schlußfolgerung lautet: „Für die Situation der Verteidigung wie auch der Abschreckung ist unter anderem die folgende Aussage mit kennzeichnend: Bereits der Einsatz eines Bruchteils (je nach Kriegsbild etwa 2—10 Prozent) der in Europa vorhandenen Atomwaffen bedeutet einen vernichtenden Schlag für die BRD. Diese Aussage ist unabhängig von den getroffenen Schutzmaßnahmen. Sie gilt auch noch bei einer Beschränkung auf einen Bruchteil allein der taktischen Atomwaffen — ebenso gilt sie bei dem ausschließlichen Einsatz eines Bruchteils strategischer Waffen.“ (S. 198)

Utz-Peter Reich behandelt „Die wirtschaftlichen Schäden eines atoma-

1) 2. unveränderte Auflage, Carl Hanser Verlag, München 1971, 699 Seiten. — Alle Seitenangaben im Artikel beziehen sich auf diese Ausgabe.

ren Krieges in der Bundesrepublik Deutschland und ihre Folgen“ (S. 199 bis 302). Dabei beschäftigt er sich auch mit Fragen der Bevölkerungsbewegung (Evakuierung und Flucht) im Falle eines atomaren Angriffs:

„Sinnvoll ist daher, von der Vorstellung der Evakuierung als einer geplanten Bevölkerungsbewegung abzugehen, und statt dessen sich mit dem zu erwartenden Phänomen der Flucht zu befassen. Die unkontrollierte Bewegung durch radioaktives Gebiet (Flucht) hat unweigerlich eine erhöhte Bestrahlung und damit Anfälligkeit für Infektionen (Seuchen) zur Folge. Die Flüchtlinge müssen in Quarantäne gehalten werden. Entsprechende Einrichtungen können wiederum erst nach Kenntnis der konkreten Lage hergestellt werden, d. h., sie werden unzureichend sein. Übersetzt man die beiden aufgeführten Eigenschaften der Bevölkerungsbewegung nach einem Kernwaffenangriff in Zahlen, etwa indem man die Dezimierung durch die Planlosigkeit der Flucht mit 50 Prozent, die daran anschließende Dezimierung durch Krankheit und Hunger mit noch einmal 50 Prozent ansetzt, so bleiben 25 Prozent der aus radioaktiv verseuchten Gebieten Fliehenden am Leben, von 10 Millionen Menschen also etwa 2 bis 3 Millionen.“ (S. 273)

Alle Verfasser gehen davon aus, daß im Kriegsfall der Angriff vom Osten kommt. Eine — doch wohl auch nach ihrer eigenen Einsicht viel näherliegende — Aggression von seiten der BRD beziehungsweise von seiten der NATO wird nicht angenommen. Doch sprechen sie auch nicht von einer Aggressionslust des Ostens. Sie konstruieren nur „bestimmte Kriegsfälle“. Dabei gehen sie mit dem, was sie für eisig-kühle Logik halten, vor. Etwa so bei der Erklärung dessen, was man „Kriegsverhinderung durch Abschreckung“ nennt (man verzeihe das lange Zitat, aber es zeigt so gut die Gedankengänge der westlichen Militärstrategen):

„Der Erfolg der Abschreckung hängt an der Glaubwürdigkeit der Drohungen. Um einen Gegner von einer Handlung abzuschrecken, muß ich ihm für den Fall, daß er so handelt, ein Übel androhen. Das Übel muß einerseits groß genug sein; sonst könnte er den Gewinn, den ihm seine Handlung bringt, vorziehen und das Übel in Kauf nehmen. Andererseits muß hinreichend wahrscheinlich sein, daß ihm das Übel, falls er handelt, wirklich zugefügt wird: also, daß ich es kann und auch will. Meinen Willen kann er seinerseits durch eine Gegenabschreckung zu lähmen suchen: Er droht mir für den Fall, daß ich ihn ausführe, mit einem noch größeren Übel. Im Beispiel eines Krieges in unserem Lande: Wenn wir annehmen, die Truppen des Warschauer Paktes seien willens, unser Land zu besetzen, so können wir mit Widerstand mit konventionellen oder atomaren Waffen drohen. Es kann sein, daß der konventionelle Widerstand nicht die Androhung eines hinreichend großen Übels ist; der Gegner mag sich zutrauen, ihn zu brechen. Der atomare Widerstand wäre ein größeres Übel für den Gegner; doch kann er durch die Drohung, selbst bis zur Vernichtung unseres Landes atomar zu kämpfen, unsere Bereitschaft dazu zu lähmen suchen. Die mit uns verbündete Weltmacht USA mag den Gegner vor der Ausführung dieser Drohung abschrecken durch die Androhung eines großen atomaren Schlags gegen sein eigenes Land; durch die Drohung des Gegenschlags wird er aber die USA möglicherweise von der Ausführung des ersten Schlags abschrecken.

Man sieht an diesem Beispiel das Dilemma, in dem sich eine Weltmacht wie die Vereinigten Staaten befindet, wenn sie zwischen eigener Sicherheit und Einhaltung ihrer internationalen Verpflichtungen und Interessen (commitments) zu wählen hat.“ (S. 12 f.)

Die Ausführungen gehen noch weiter in dieser Art und enden mit der sehr richtigen Feststellung: „So stellt sich nach unserer Überlegung die direkte und unausweichliche Forderung, daß die Sicherung des Weltfriedens durch politische Schritte geschieht.“ (S. 17)

*

Was aber sind die politischen Schritte, die Weizsäcker im Auge hat?

Man muß sich sagen, daß Weizsäcker alle großen Bewegungen dieses Jahrhunderts als Zeitgenosse miterlebt hat — von der Oktoberrevolution bis zur Gegenwart, bis zur Befreiung so vieler Völker vom Kolonialjoch. Er hätte sehen müssen, welche Kraft in der Bewegung der Arbeiterklasse, in den Kämpfen einfacher Bauern und Handwerker verkörpert ist, was sie als „Geschichte machende Kräfte“ leisten können. Doch für ihn ist die Frage der Erhaltung und Sicherung des Friedens (parallel zum „Kriegsspiel“) das Problem eines „Friedensspiels“. Von seinem Standpunkt folgerichtig bemerkt er: „Ein politisch gesicherter Weltfriede müßte eine Struktur der Welt sein, die die politischen Garantien ihrer eigenen Stabilität gegen Partikularinteressen beim Druck wechselnder technischer und sozialer Entwicklungen in sich enthält.“ (S. 18)

Sodann untersucht er mögliche Modelle, um eine solche Stabilität zu sichern. Er findet keines. Schließlich besinnt er sich auf einen Faktor, den er „Öffentlichkeit“ nennt, und fährt fort:

„In einer solchen Lage hat die Öffentlichkeit eine wichtige Rolle. Das gilt nicht nur von der sogenannten Weltöffentlichkeit, sondern auch von der Öffentlichkeit eines kleineren Landes wie des unseren. Es ist eine beliebte Selbststilisierung derer, die am Regierungsgeschäft nicht teilnehmen, die Völker wollten ja den Frieden und nur ihre Regierungen verhinderten ihn. Die meisten, die so reden, sehen nicht, daß es der Druck der im Volk und seiner Öffentlichkeit wirksamen Einzelinteressen ist, die auch einer wissenden und handlungsbereiten Regierung den Spielraum des Handelns unerträglich einschränkt. Die Öffentlichkeit selbst muß begreifen, daß das eigene Überleben davon abhängen kann, ob der Strukturwandel der Welt, der zum politisch garantierten Weltfrieden führt, die erste Priorität der Politik ihres eigenen Landes ist.

Die Ansätze zu dieser Einsicht sind heute in unserem Lande vorhanden; die politische Realität wird nicht von ihr bestimmt. Es ist das Ziel der gegenwärtigen Studie, zu ihrer Entstehung beizutragen. Die Ausarbeitung einer Politik unter dieser Priorität ist Sache eines anderen Gedankengangs. Ohne Zweifel gehört zu dieser Politik der Versuch, die Konfliktherde, die im eigenen Land und in seiner Beziehung zu seinen Nachbarn liegen, zu löschen. Dies wird heute versucht, und wenn unsere Analyse richtig ist, so ist dieser Versuch lebenswichtig.“ (S. 21)

Strukturwandel der Welt? Im Grunde beschäftigt sich aber nur eine Studie des Weizsäcker-Buches mit der Frage der politischen (im Unterschied zur militärischen) Sicherung des Friedens: Horst Afheldt, „Ent-

wicklungstendenzen der Sicherheitspolitik in Europa und umfassendere Ansätze zur Friedenssicherung“ (S. 417—453). Sie handelt vor allem von allen möglichen Weltorganisationsformen, die dem Frieden dienen könnten, ohne daß viel Vertrauen in sie gesetzt wird. Als letzte Strukturhoffnung wird die post industrial society genannt.

Man mag geneigt sein, diesem Buch Wert zu geben auf Grund wirklich interessanter naturwissenschaftlicher und technischer Studien, es jedoch wegen der Kümmerlichkeit seines politischen Niveaus als gesellschaftlich nicht sehr bedeutsam beiseite zu legen, da ja die Wirkungen des Atomkrieges auch ohne Modelle und Mathematik gut bekannt sind. Jedoch hat sich gezeigt, daß die Beweiskraft der naturwissenschaftlich-technischen Ausführungen über die Aussichtslosigkeit eines militärischen Abenteuers der BRD, über die Unmöglichkeit, sie im Falle eines Krieges vor „totaler Zerstörung“ zu bewahren, den Fachmann beeindruckt.

Das kann manche Kreise aufschrecken. Die Führung der Bundeswehr sah sich daher gezwungen, eine „Stellungnahme“ zu dem Buch auszuarbeiten. In dieser wird den Autoren vorgeworfen, daß sie, wie es „Die Welt“ vom 29. Juli 1971 formuliert, „die Bedeutung der NATO und der USA für die Friedenssicherung herunterspielten“. Sodann, daß sie die Rolle der Bundeswehr in Fällen von „Aufruhr, Aufstand und Bürgerkrieg“, die ja auch ein „Mittel der sowjetischen Kriegführung“ wären, unberücksichtigt ließen. Das ist natürlich insofern Unsinn, als sozialistische Länder bekanntlich keine Revolution exportieren oder „anzetteln“. Das ist aber insofern richtig, als die Bundeswehr natürlich im Falle sozialer Bewegungen vom Monopolkapital gegen Streiks, Demonstrationen für den Frieden und andere Aktionen der Werktätigen eingesetzt werden soll, wenn die Polizeikräfte nicht ausreichen oder in ihrer Haltung schwanken. Es ist die alte Forderung Kaiser Wilhelm II. an „seine“ Soldaten: „Wenn ich es befehle, habt Ihr auf Vater und Mutter zu schießen.“

Merkwürdig, wieviel stärker die Führung der Bundeswehr Massenbewegungen inkalkuliert als die Friedensstrategen um Weizsäcker!

Dennoch, das von Weizsäcker herausgegebene Buch ist, auch wenn es, an unseren Maßstäben gemessen, entscheidende Mängel hat, für den Friedenskampf in der BRD von Nutzen. Den westdeutschen Lesern müßte bei der Lektüre klarwerden, wie berechtigt die Dringlichkeit ist, mit der von der Sowjetunion die Einberufung einer Abrüstungskonferenz gefordert wird.

Karin Lenz

von Eberhard Rebling

Solange die Oper existiert, haben sich die Komponisten über den Mangel an guten Libretti beklagt. Schon Mozart war stets auf Suche nach neuen, brauchbaren „Büchel“, bis er in Da Ponte und Schikaneder geeignete, theatererfahrene Mitarbeiter fand. Wir wissen, wie Beethoven jahrelang um die beste Textvariante für seinen

„Fidelio“ gerungen hat. Viele Komponisten griffen zur Selbsthilfe und bastelten sich ihre Operntexte selbst zusammen. Das geschieht auch jetzt noch manchmal. Eine enge Zusammenarbeit, wie sie Hugo von Hofmannsthal und Richard Strauss oder – um ein besseres Beispiel zu nennen – Bertolt Brecht und Paul Dessau praktizierten, ist leider selten.

In einem Fernsehinterview vor der Uraufführung seiner Oper „Karin Lenz“ antwortete Günter Kochan auf die Frage, weshalb er erst jetzt eine Oper komponiert habe, sinngemäß mit drei Argumenten: Er habe erst viele sinfonische Werke und Chormusik geschrieben, ehe er sich an eine so komplexe Kunstgattung wie die Oper herangewagt hätte; trotz vieler Bemühungen habe er zuvor kein geeignetes Libretto finden können; für ihn sei nur ein Stoff in Frage gekommen, der in unserer Gegenwart, also in der DDR, spielt. Und Erik Neutsch sagte in dem gleichen Interview: Als er dem problem- und konfliktreichen Stoff der Wandlung einer jungen Frau von Verzweiflung und Aussichtslosigkeit in den letzten Kriegswochen bis zur aktiven Mitgestaltung eines neuen Lebens begegnet sei, habe er sich zunächst vorgenommen, daraus eine szenische Dokumentation für den Fernsehfunk zu machen. Im Gespräch mit Freunden wurde er dann darauf gebracht, daß sich dieser Stoff besonders gut für eine Oper eigne.

Die Deutsche Staatsoper Berlin, die seit Jahren das Schaffen neuer musikdramatischer Werke durch gezielte Aufträge fördert, wurde zum schöpferischen Organisator, der Neutsch und Kochan zusammenführte. In langer, gründlicher gemeinsamer Arbeit, in die schon in einem frühen Stadium Kulturfunktionäre und sozialistische Produktionskollektive einbezogen wurden, entstand so die Oper „Karin Lenz“, ein Kunstwerk unserer Zeit, das jetzt zu den Berliner Festtagen uraufgeführt wurde. Ein altes Problem, die Zusammenführung von Librettisten und Komponisten, ist auf sozialistische Weise gelöst worden.

Die Schwierigkeit einer solchen Zusammenarbeit ist einer der Gründe dafür, daß die Gegenwartsdramatik auf dem Gebiet des Musiktheaters noch nicht so weit gediehen ist wie auf der Sprechbühne. Die wichtigsten Gründe liegen tiefer, Kochan deutete dies in seinen Argumenten bereits an: Wenn man nicht an Oberflächenerscheinungen unserer Epoche haften bleiben will, wie dies in manchen – durchaus gelungenen – Musicals geschehen ist, sondern wesentliche Probleme der Menschenwandlung wahrheits- und lebensgetreu gestalten möchte, dann gehören dazu eine reiche Lebenskenntnis, eine echte Verbundenheit mit der neuen Wirklichkeit und starke künstlerische Potenzen. In einer Oper können dramatische Abläufe und gesellschaftlich bedingte Veränderungen von Charakteren nicht mit der gleichen Ausführlichkeit, mit Nebenhandlungen und in einer relativ großen Zahl von Szenen abrollen wie im Sprechtheater. Fabel und Handlung müssen außerordentlich konzentriert,

überflüssige Worte vermieden, grundlegende gesellschaftliche Prozesse in komplizierte psychologische Entwicklungen projiziert, die Entwicklung von Handlung und Personen auf wenige, entscheidende Stationen reduziert werden. Das ist notwendig, um dem Komponisten Gelegenheit zu geben, die emotionelle Aussagekraft der Musik voll wirksam werden zu lassen. Musik aber vermag menschliche Charaktere, Gefühle, Gedanken, Konflikte und Entwicklungen äußerst differenziert und eindrucksstark wiederzugeben.

Neutsch, Kochan und der Dramaturg Günter Rimkus sind dieser Spezifik des Musiktheaters zweifellos gerecht geworden. Der Oper liegt eine wahre Begebenheit zugrunde. In völliger Aussichtslosigkeit tötet Karin Lenz in den letzten Kriegstagen ihr Kind auf der Flucht und will Selbstmord begehen. Sie wird aber gerettet, verschweigt ihre Tat viele Jahre lang und nimmt als Kindererzieherin und Lehrerin Anteil am Aufbau eines neuen, wirklich menschlichen Lebens. Die Handlung konzentriert sich auf nur drei Figuren: Karin Lenz, den bewährten Antifaschisten und späteren Staatsanwalt Baumann, den einzigen Mitwisser ihrer Tat, und den Privatunternehmer Ferez Mergel, der Karin die Nachricht vom Kriegstod ihres Mannes überbringt. Sie vertraut sich Ferez an, lebt mit ihm. Ferez aber entpuppt sich als Feind der Republik. Er verübt Wirtschaftssabotage und will schließlich mit Karin und ihrem inzwischen geborenen gemeinsamen Kind sich nach Westen „absetzen“. In dieser entscheidenden Bewährungssituation reißt sie das Kind an sich und stellt sich dem Gericht. Baumann tritt als Zeuge auf: Er nennt die wahren Schuldigen am Tode ihres ersten Kindes. Karin Lenz ist von ihren Gewissensqualen erlöst, sie wird freigesprochen.

Diese dramatische Handlung läuft in zehn Bildern ab. Die große innere Wandlung der Karin Lenz vollzieht sich schrittweise, logisch und konsequent. Auch Baumann, der zunächst keine Lösung ihres Konflikts sieht, entwickelt sich zu großer, gesellschaftlich bedingter Reife. Ferez Mergel ist nicht etwa von vornherein der Bösewicht. Er offenbart zunächst sympathische menschliche Züge, bleibt aber bei aller gespielter Fortschrittlichkeit ein Gegner unserer neuen Gesellschaft. Alle drei sind lebensechte Menschen, sie sind nicht nur Sprachrohre widersprüchlicher gesellschaftlicher Positionen. Der Entwicklungsweg der Karin Lenz ist, an einem zugespitzten Beispiel dargestellt, der Weg des Erkennens der gesellschaftlichen Hauptkraft unserer Zeit, den Millionen Menschen, jeder auf seine Weise, mitgegangen sind. Deshalb wird der Zuhörer und Zuschauer zu eigener Stellungnahme und zum Weiterdenken gezwungen.

Günter Kochan hat von dem dramatischen, kontrastreichen Beginn – eine zarte Flötenmelodie wird von aufpeitschenden Schlagzeugklängen unterbrochen – bis zum befreienden Schluß bei aller Vielfalt der angewandten musikalischen Mittel eine große Dichte der Aussage erreicht, die den Zuhörer in die konfliktreichen Geschehnisse hineinreißt. Musikalische Höhepunkte waren für mich beim erstmaligen Hören die äußerst starke erste Szene Karins auf der

Flucht, das menschlich tief bewegende vierte Bild, in dem Karin mit einer Gruppe von Kindern spielt und Ferenz zum ersten Mal begegnet, die vorletzte, an das erste Bild erinnernde Szene, in der Karin mit ihrem zweiten Kind den Entschluß faßt, sich dem Gericht zu stellen, und der Schlußchor. Deutlich charakterisiert der Komponist die drei Hauptfiguren: Breite Melodik und ruhiger Gestus kennzeichnen Karin und Baumann, eine immer hektischer werdende Stimmführung dagegen den Ferenz. Bestimmte musikalische Gedanken, melodisch, rhythmisch, harmonisch und koloristisch abgewandelt, charakterisieren die Wandlungen dieser drei Charaktere.

Musikalisch besonders gelungen sind auch zwei Orchesterzwischenstücke und eine Reihe von faszinierenden Chorsätzen. Der Chor, seitlich vor der Bühne aufgestellt, kommentiert das Geschehen und fungiert quasi als sozialistisches Gewissen. Dadurch erhält das Werk bei aller Operndramatik oratorische Züge. Um die Textverständlichkeit und die für eine Oper erforderliche Kantabilität zu wahren, hält der Komponist den Orchesterklang in allen Gesangsszenen sehr durchsichtig, aber farbreich.

Die Kürze dieser Oper — sie dauert gut anderthalb Stunden — ist einer ihrer Vorzüge. Alles ist gedrängt, aufs Wesentliche reduziert. Naturalismen, wie etwa die Ermordung des Kindes zu Beginn, werden glücklicherweise vermieden. Gewiß bleiben noch Wünsche offen. Der Text ist häufig zu plakativ, zuwenig poetisch, es scheint noch etwas von der geplanten Fernsehdokumentation und zuwenig Musik drin zu stecken. Die Melodik zur Charakterisierung vor allem Karins und Baumanns könnte noch ausladender, eindrucksvoller sein, sie würde durch deutlichere Wiederholungen eingängiger wirksam werden können.

Die Staatsoper hatte beste Kräfte aufgeboten, um der Uraufführung ein hohes Niveau zu sichern. Gisela Schröter (Karin), Siegfried Vogel (Baumann), Martin Ritzmann (Ferenz) und weitere hervorragende Kräfte auch in einigen kleineren Rollen boten eindrucksvolle Leistungen. Der Chor (Christian Weber) und das Orchester (Heinz Fricke) hätte man sich kaum besser wünschen können. Die Regie (Erhard Fischer) beschränkte sich auf die notwendigsten Bewegungen und ganz wenige Requisiten, ohne allerdings das stereotype Opernpathos ganz vermeiden zu können. Der Zwischenvorhang und die großflächigen Hintergründe, von Willi Sitte ganz in schwarz-weiß gehalten, wirkten zu überladen, unterstrichen dadurch noch manche plakative Wendungen des Textes und lenkten eher vom gesellschaftlich-psychologischen Wandel der Hauptcharaktere ab als hin.

„Karin Lenz“ ist ein bedeutender Fortschritt im Opernschaffen der DDR. Viele Bühnen sollten das Werk übernehmen. Die Besetzung der Rollen, des Chores und Orchesters und der Grad der musikalischen Schwierigkeiten, das ist auch mittleren Theatern angemessen. Der Erfolg der Uraufführung sollte die Autoren ermutigen, es nicht bei diesem ersten Versuch bewenden zu lassen.

Puppenparade, Puntila, Einzug ins Schloß

von Günther Cwojdrak

Die „Berliner Festtage“, seit 15 Jahren jeden Herbst, sind immer auch Festtage des Theaters: Gäste aus vielen Ländern kommen zu uns, Bühnen aus der Republik stellen sich vor, die Theater unserer Hauptstadt warten mit Premieren auf. Eine solche Fülle kann ein einzelner gar nicht bewältigen — ich habe mir daher mit Lothar Kusche¹ die Arbeit und, hoffentlich, auch das Vergnügen geteilt.

Beginnen wir mit unseren Gästen aus dem Ausland. Aus Paris war André Tahon mit seinem Puppenspielensemble, mit der „Phantastischen Puppenparade“ in die Volksbühne am Luxemburgplatz gekommen. Ich habe für Puppenspiele ein Faible; mit Vergnügen erinnere ich mich an die Puppenspieler aus Bukarest und Prag, die in den letzten Jahren hier zu Besuch waren. Und nun Tahon mit seiner Truppe, die sich in der Puppenspielwelt einen guten Namen gemacht hat. Tahon hat sein Programm ganz auf Tanz gestellt, da ist viel Bewegung, Vergnügen, musikalische Beschwingtheit auch: Ein Mäuseensemble zum Beispiel versucht sich im Türkischen Marsch von Mozart, russische Bäuerinnen drehen sich nach einer Volksweise, ein Ballett der Koblode tritt auf, das tänzerische Element dominiert in dieser Parade.

Es gibt auch parodistische Piecen, etwa die witzige Striptease-Show, bei der „Fifi la Plume“ sich entblättert; nicht zuletzt kommt auch die Grotteske zu ihrem Recht, in den Abenteuern der Raupe und der Schnecke etwa. Aber bestimmend bei dieser Puppenparade bleibt der Tanz. Das wird mit großer Perfektion vorgeführt, Kinder und Erwachsene hatten gleichermaßen ihren Spaß; ich selbst hätte mir mehr Abwechslung in den verschiedenen Ausdrucksformen und Stilmitteln des Puppenspiels gewünscht, vor allem einen kräftigen Schuß Satire, für die dieses Genre ja ausgezeichnete Voraussetzungen hat.

Aber das ist eigentlich weniger ein Einwand als die Bekundung einer Vorliebe. Tahon ließ die Puppen vor allem tanzen, und wie sie tanzten, das war schon sehenswert: Heiterkeit, Gelöstheit, Harmonie, und nicht zuletzt jener Charme, den auch Tahon, der Maître de plaisir, mit auf die Bühne brachte.

*

Aus Göteborg, der zweitgrößten Stadt Schwedens, war das Stadttheater nach Berlin gekommen mit Brechts Volksstück „Herr Puntila und sein Knecht Matti“. Inszeniert hat das Stück Ralf Langbacka, von dem im Programmheft gesagt wird, daß er die politische Rolle des Stadttheaters Göteborg ausgeprägt habe, daß seine Inszenierungen (Molière, Shakespeare, Tschechow, Brecht, Frisch) das gesamte schwedische Theaterleben beeinflusst haben.

1) Der Artikel von Lothar Kusche folgt im nächsten Heft

Ein paar Sätze Langbackas zu seiner Inszenierung des „Puntila“ möchte ich zitieren: „Es besteht die Gefahr, daß das Publikum den betrunkenen Puntila als den richtigen ansieht, weil er in diesem Zustand charmant und sehr sympathisch ist. Dann erscheint Matti als ein langweiliger Mensch und Spaßverderber. Wenn man deshalb aber nun in Versuchung gerät, die positiven Züge des betrunkenen Puntila herabzumildern, entstehen neue Komplikationen . . . Wie ich sehe, gibt es nur eine Möglichkeit, die Schwierigkeit mit dem doppelgesichtigen Puntila zu überwinden — man muß dem Publikum begreiflich machen, daß die Entscheidung über den ‚richtigen‘ Puntila nicht in der entweder betrunkenen oder nüchternen Figur, sondern im Verhältnis der Figur zur Gesellschaft liegt.“

Das scheint mir durchaus zutreffend — hinzu kommt dann noch eine Überlegung Brechts in den „Notizen über die Züricher Uraufführung“ (1948): „Entscheidend ist die Ausformung des Klassenantagonismus zwischen Puntila und Matti. Die Rolle des Matti muß so besetzt werden, daß eine echte Balance zustande kommt, d. h., daß die geistige Überlegenheit bei ihm liegt.“

Langbackas Inszenierung zielt in diese Richtung. Die Balance zwischen Puntila und Matti ist hergetellt worden, ohne daß Vitalität und Charme des betrunkenen Puntila abgeschwächt, ohne daß die Überlegenheit Mattis einseitig hervorgekehrt worden wäre. Der Puntila von Folke Hjort konnte sich sehen lassen: dick, witzig, impulsiv, lüstern, brutal, auftrumpfend, nicht ohne philosophische Gaben. Aber der Matti des Sven Wollter war ein ganzer Kerl, der mithalten konnte und zum Schluß Sieger blieb: voller Lebenserfahrung, lakonisch, viel Selbstbewußtsein; ein Knecht, aber keine Knechtsnatur. Und nicht zuletzt: ein besserer Philosoph auch als sein Herr Puntila — Matti ist es, der das letzte Wort behält:

Und wenn man sich auch eine Zähr abwischt
Weil sich das Wasser mit dem Öl nicht mischt
Es hilft nichts und 's schade um die Zähren:
's wird Zeit, daß deine Knechte dir den Rücken kehren.
Den guten Herrn, den finden sie geschwind
Wenn sie erst ihre eignen Herren sind.

Wenn ich Schwedisch verstehen würde, hätte ich sicherlich manchmal mehr Spaß gehabt, man hat ja nicht alle Pointen des Dialogs in Erinnerung. Daß ich die Sprache aber nicht verstand, hatte auch einen Vorteil: um so genauer verfolgt man nämlich die Vorgänge auf der Bühne, die Mimik, Gestik, die Bewegung, den Aufbau der Szene. Darin liegt auch ein Gewinn, und die Melodie einer Sprache nimmt man auch dann auf, wenn man die Sprache nicht versteht.

Brecht hat den „Puntila“ ein „Volksstück“ genannt. Das ist es in gewisser Weise auch, aber mit jenem überlieferten „Volksstück“ in der Art Anzengrubers hat es gewiß wenig gemein. Es stellt einen hohen kritischen Anspruch, es hat Parabelemente, parodistisch-

intellektuelle Züge. Das trat in dieser Inszenierung in den Hintergrund; mitunter kam mir die Darstellung zu naiv vor, mit skandinavischem Lokalkolorit, mit Folklore aufgeputzt.

Das Theater braucht viele Impulse, dazu gehören auch Möglichkeiten des Vergleichs, des gegenseitigen Kennenlernens überhaupt. Auch in diesem Sinn sind die Gastspiele ausländischer Theater ein großer Gewinn, weit über Festtage hinaus.

*

Eine Uraufführung hat das Deutsche Theater zu den Festtagen beigesteuert, Rolf Schneiders Komödie „Einzug ins Schloß“, inszeniert von Hans-Georg Simmgen.

Das Stück spielt heute und hier, irgendwo in der Republik, in der Zeit von 1959 bis 1966, zwischen den einzelnen Bildern liegen zweieinhalb Jahre. In dem kleinen abgelegenen Ort gibt es ein altes, schon etwas zerfallenes Schloß, nach dem Krieg kam dort ein Flüchtling hin, der richtete eine Gaststätte ein. Dort treffen wir ihn, seine Tochter, wir lernen ein paar Gäste kennen. Und plötzlich weht ein mächtiger Wind, ganz in der Nähe beginnt der Bau eines Chemiewerks, da kommen mancherlei Leute ins Schloß, einige ziehen dort auch ein. Mancherlei auch begibt sich jetzt, scheinbar keine großen Dinge, aber da ist ein Zusammenhang. Die einzelnen Vorgänge summieren sich, das Wort „Veränderung“ ist nicht zu groß dafür.

Was etwa begibt sich? Ein junger Mann, der Kellner ist, will nicht Kellner bleiben, er läßt sich von einem Baubrigadier für das Werk anwerben. Ein Student erhält das Angebot in der Sowjetunion zu studieren, damit er später in dem Werk eine wichtige Aufgabe übernehmen kann. Er nimmt an, aber das bedeutet auch vier Jahre Trennung von seiner Braut, der Tochter des Gastwirts. Er hat mit dem Mädchen nicht vorher über diese Trennung gesprochen, sondern allein entschieden — darauf trennt sich das Mädchen von ihm. Da ist ein Baubrigadier, der einen unbedachten Faustschlag austeilt: unversehens, gegen seinen Willen fast, wird er zu einem politisch bewußten Menschen. Der Gastwirt, ein alter Mann schon, will sein privates Unternehmen nicht aufgeben, er ist tüchtiger als die Leute vom staatlichen Handel; in dem neuen Werk findet er seinen Platz, er wird Leiter der großen Betriebskantine.

Ich will die Aufzählung nicht fortsetzen, eine große Zahl solcher Begebenheiten, Episoden, Vorgänge ist in dem Stück zusammengefügt. So unscheinbar mancher Vorgang wirkt, so gewichtig nimmt er sich zumeist bei der Schlußbilanz aus. Hier ist mit vielen kleinen Posten eine große Rechnung aufgemacht worden. Was bedeutet Veränderung der Wirklichkeit, wie verändern Menschen sich unter sozialistischen Bedingungen? Die Antwort darauf kann nicht ein für allemal gegeben werden, die Frage stellt sich ständig neu, der „Einzug ins Schloß“ ist eine solche Antwort, nicht laut oder lehrhaft, eindringlich vielmehr, genau, vergnüglich. Dem Alltag so viel an

Bedeutung und Spaß abzugewinnen ist gewiß nicht einfach; da könnte noch manches mehr gebraucht werden.

Ein solches Stück angemessen auf die Bühne zu bringen, ist auch nicht eben einfach. Da fordert jeder Einzelvorgang sein volles Recht, da darf aber auch der Blick auf das Ganze nicht verlorengehen. Simmgen hat diese Dialektik fast überall deutlich zu machen gewußt. Das Stück, das viele Zäsuren enthält, auch zeitlich, zerfällt nicht — ein Fazit stellt sich her.

Schauspielerisch wurde viel geboten. Walter Lendrich als Gastwirt Priskoleit: ein alter Mann, der viel Leid erlebt hat, müde, ein bißchen melancholisch, nachdenklich, mehr nacheingenommen als voreingenommen — das war sehr verhalten, genau, eindringlich. Priskoleits Tochter Ulla spielte Ursula Staack, anfangs verschlossen, passiv, mehr und mehr zu sich selbst findend — eine einprägsame, eindrucksvolle Darstellung. Als Baubrigadier Matecka, ein Trumm von Mann, nicht zu übersehen, nicht zu überhören, Horst Weinheimer. Die Rolle gibt viel her, aber Weinheimer hat auch viel daraus gemacht, diese Figur füllt die Bühne. Und Alexander Lang als Kellner, der in die Baubrigade wechselt, aus Verdrießlichkeit zum Selbstbewußtsein vordringend: ein differenziert dargestellter Wandlungsprozeß. Und und und . . . : Ich kann unmöglich hier alle Namen nennen. Auch kleinere Rollen waren trefflich besetzt, der Regisseur konnte da aus dem vollen schöpfen, das wird anderswo schwieriger sein: Fritz Links zum Beispiel, Annelene Hischer, sie und auch die anderen gewannen ihren Parts viel ab. Der „Einzug ins Schloß“ ist nicht leicht zu bewerkstelligen. Aber, wie diese Aufführung zeigt: Das Unternehmen lohnt.

Die Dürer-Ausstellung in Dresden

von Lothar Lang

Ausstellungen, die dem Besucher ein Fest der Augen und des Verstandes bereiten, sind selten geworden, so daß der Eindruck entstehen könnte, als sei die Kunst, Bilder und Grafiken kennerisch und mit zwingender Logik zu arrangieren, verlorengegangen. In Dresden gibt es jedoch noch einige Fachleute, die Ausstellungen überzeugend aufzubauen wissen. Ich meine den großen Beitrag zur Dürer-Ehrung unserer Republik: *Deutsche Kunst der Dürer-Zeit*¹, eine Veranstaltung des Ministeriums für Kultur und der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden.

Ausstellungen bestehen nicht nur aus ihrem Material, sei es noch so reichhaltig, sondern auch aus ihrer Idee. Das Material der Dresd-

¹) Einen Beitrag von Lothar Lang über Dürers Realismus veröffentlichten wir in Nr. 21/1971 unter dem Titel „Dürer ohne Pathos“.

ner Dürer-Schau, aus Museen, Bibliotheken und Kirchen der DDR (zum Beispiel aus Berlin, Dresden, Annaberg, Dessau, Gotha, Leipzig, Weimar, Zwickau) und des sozialistischen Auslands (Bukarest, Budapest, Leningrad, Moskau, Krakau, Prag, Warschau) entnommen, bietet eine Fülle erlesensten Kunstgutes der Dürer-Ära. Der Besucher kann folglich nicht nur Werke Dürers betrachten, sondern auch solche seiner wichtigsten Zeitgenossen, etwa Skulpturen von Pilgram, Riemenschneider, Breuer, Witten, Vischer, Meit, Gemälde, Zeichnungen und Grafiken von Aldegrevier, Altdorfer, Baldung Grien, den beiden Behams, von Burgkmair, Cranach, Graf, Grünewald, Hesse, Holbein, Huber, vom Meister des Hausbuches, von Penz, Schüpflein, Schongauer, Stoß, Wolgemut, er sieht illustrierte Bücher, Flugschriften und Autographen, darunter solche von Luther und Münzler, Objekte des Kunsthandwerks und der Goldschmiederei, Medaillen auch und kunstvoll verzierte Waffen.

Wirklich, eine umfassende Übersicht, dargeboten an Hauptwerken und einsichtig, also unauffällig aber merkbar pädagogisch geordnet: Die Zeitgenossen um Dürer in separaten Räumen gruppiert, die Werke des Meisters selbst nach räumlich-optischer Wirksamkeit aufgebaut, doch so, daß Gruppenzusammenhänge und Werkbeziehungen sichtbar werden. Also etwa die Eisenradierungen für sich, die Darstellungen von Bauern als Block gehängt, auch Pferd und Reiter oder Studien der Natur und des menschlichen Körpers thematisch zusammengebracht, sodann antikische Kupferstiche und solche mit weltlichen Themen, dann wiederum Bildnisse beisammen oder frühe Holzschnitte; schließlich die „Große Passion“, das „Marienleben“, die „Apokalypse“ und auch die Ehrenpforte für Kaiser Maximilian.

Ein solches Zusammenfügen bringt die Werke bestens zur Geltung, stellt Beziehungen her, erlaubt Vergleiche. Die Räume des Albertinums sind nicht wiederzuerkennen, wie umgewandelt. Man sollte die Inszenierung dieser Schätze nicht als Nebensächlichkeits betrachten: Auch die größte Literatur wird ungenießbar, wenn sie in unleserlicher Schrift und miserabler Typografie vor unser Auge kommt. Wie der Buchgestalter die Aufgabe hat, ein Stück Literatur durch seine Arbeit lesbar zu machen, ja durch die Architektur der Schriftsätze und Seiten die Lust zum Lesen zu wecken und immer wachzuhalten, so ist es dem Gestalter einer Ausstellung anheim gegeben, durch richtige Ordnung und Zuordnung die Werke zu neuem Leben zu rufen. In Dresden ist das gelungen, ein seltener, beglückender Fall.

Die Ausstellung ist aber nicht nur auf Genuß angelegt, sondern auf Kennenlernen und auf Studium. Dazu dient natürlich auch der Aufbau des Materials selbst, vor allem aber der Katalog. Zur Orientierung beim Rundgang und zum ersten Kennenlernen ist ein kleiner pädagogischer Führer („Hinweise für den Besuch der Ausstellung“) vorgelegt worden, der auf präzise aber verständliche Weise knapp in die Zeit und ihre Kunstwerke einführt: Ein Beispiel verständlichen Kunsthistoriker-Deutsches, frei vom Schwulst der Phrase, sachlich, nützlich. Der ebenso teure wie umfangreiche (361 Seiten), sehr

gut gestaltete Katalog entspricht hingegen höchsten wissenschaftlichen Ansprüchen. Nahezu fünfzig Wissenschaftler haben unter Werner Schmidts (des Direktors des Dresdner Kupferstichkabinetts) Leitung an den Texten gearbeitet. Der Katalog ist zu einem Arbeitsmittel ersten Ranges geworden. Neben einigen Übersichtsstudien bietet er nicht nur biografisches Material, sondern enthält zu fast jedem der ausgestellten Werke kritisch-kommentierende oder analysierende Texte. Eine immense Arbeit, eine bedeutende Leistung unserer Kunstgeschichts-Wissenschaft.

Soweit zum Material der Ausstellung und zu seiner Aufbereitung. Wie steht es aber mit der Idee dieser Schau? Was zeigt sie uns, über das Kennenlernen oder das Wiederbegegnen mit den Kunstwerken hinaus? Eine Fülle von Fragen taucht hier auf und wäre, wenigstens versuchsweise, zu beantworten. Es soll nur auf wenig aufmerksam gemacht werden. Sicher gelingt es der Ausstellung, deutlich zu machen, daß die Dürer-Zeit eine der großen Kunstepochen, womöglich die größte deutsche, gewesen ist. Dürers Größe wird faßbar, von Tümelei befreit, tritt ihr internationaler Rang um so deutlicher hervor. Faßbar wird auch jenes Phänomen der Renaissance, das den Übergang von der anonymen oder halbanonymen Handwerkergestalt zum Künstler ausmacht, also die Emanzipation des Malers zur Kulturpersönlichkeit, die sich, offenen Visiers, in die Zeitläufte begibt. So Dürer, der mit den Humanisten verkehrte, mit Pirckheimer befreundet war, sich in den Niederlanden mit Erasmus traf. Welch Widerspruch aber zwischen kleinhäuslerischer Sorgfalt und welt offenem Bürgergeist, wie er etwa im Tagebuch der niederländischen Reise kenntlich wird: kleinlichste Buchführung bis zum Trinkgeld, aber auch die Klage über Luthers Gefangennahme und der Ruf an Erasmus, das Leben zu wagen für die Befreiung vom Joch des Papstes. Aber gerade dieser Widerspruch, der auch vielen seiner künstlerischen Werke innewohnt (obgleich er ihn in seinen Meisterleistungen auf geniale Weise löst), trägt vermutlich dazu bei, daß Dürers Kunst auch in der Gegenwart noch so glaubwürdig und anziehend wirkt. Der heutige Mensch findet trotz den Schwierigkeiten, die die Gemälde und Grafiken im Ineinander der Motive, in der Mehrdeutigkeit der Symbole und in der nicht immer leicht und endgültig zu entschlüsselnden Verschlingung inhaltlicher und formaler Elemente bieten, Zugang zu dieser Kunst, erliegt ihrer Faszination, erfreut sich an ihr, obgleich sie doch andere Lebensformen und Denkgewohnheiten widerspiegelt. Die Größe der Dürerschen Kunst besteht eben zu einem gut Teil in dem nie veraltenden Versuch, das Leben zu deuten und ihm einen Sinn zu geben, nicht vom hochgeworfenen Gekrümel eines Maulwurfshügels, sondern vom höchsten Punkt, den Gesellschaft, Kultur und Wissenschaft einer Zeit das schöpferische Ingenium, unter welchen Schwierigkeiten und Fährnissen auch immer, erreichen lassen. In der Erkenntnis solcher und ähnlicher Zusammenhänge besteht eine der Ideen, nach denen diese sehenswerte Ausstellung konzipiert und verwirklicht worden ist.

Bemerkungen

Die gefährlichen Lexika

Wir besitzen, wie ungezählte Mitmenschen, Meyers Neues Lexikon in acht Bänden und sind gleich allen anderen Benutzern natürlich glücklich darüber, ein so übersichtliches und modernes Nachschlagewerk im Hause zu haben.

Hoherfreut teilte mir meine Frau neulich mit, daß nunmehr die neue Ausgabe dieses Werkes in einer zweiten Auflage in Arbeit sei. In einem großen Zeitungsinserat wird jedermann zur Subskription eingeladen: „Meyers Neues Lexikon wird Ihnen als großes allgemeines Lexikon im achten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts zur Verfügung stehen. In Inhalt und Ausstattung wird das Lexikon den vielseitigen Anforderungen an modernes Allgemeinwissen und aktuelle Information auf allen Gebieten... entsprechen... Meyers Neues Lexikon verzichtet auf veraltetes und überlebtes Wortgut. Modernes und traditionelles Wissen aber stehen in einem wohl-abgewogenen Verhältnis zueinander...“ Und so weiter.

„Na, was ist?“, sagte sie, „wollen wir nicht sicherheitshalber gleich unsere Bestellung aufgeben?“

Ich stützte mein Kinn auf die Hand und kratzte mich mit der anderen am Kopf. Meine Frau warf mir einen unfreundlichen Blick zu, weil sie meine Unentschlossenheit offenbar einer gewissen temporären Mißlaunigkeit zuschrieb — ich leide bedauerlicherweise daran.

An diesem Tage aber war ich eigentlich bester Stimmung. Nur kamen mir in jenem Moment die Gefahren in den Sinn, welche ein Lexikon, und zwar gerade ein gutes, für den Benutzer in sich birgt.

Es ist nämlich so, daß ein Lexikon dem, der darin nachschlägt, ungeheuer viel Zeit ersparen und ihn zugleich ungeheuer viel Zeit kosten kann.

Zumindest ist dies meine persönliche Erfahrung.

Ein Beispiel. Bei der Lektüre stoße ich auf den Begriff *Lachender Hans* und erinnere mich nicht mehr daran, wer oder was das ist, obwohl mir durchaus noch im Gedächtnis ist, daß ich es früher einmal gewußt habe. Eine Gestalt der mittelalterlichen Sage? Ein exotischer Vogel? Na, da muß man rasch nachsehen. Band 5, „Konfektion — Muskarin“. Beim Blättern stoße ich rein zufällig auf den fesselnden Artikel „Luftfahrt“, lese ihn durch und betrachte die dazugehörigen hochinteressanten Abbildungen. Danach kommt mir die Karte von Leningrad unter die Augen. Mensch, da war man ja vor vielen Jahren zu Besuch... das waren noch Zeiten, als einen die Redaktion in die weite Welt schickte. Am Moskauer Bahnhof sind wir angekommen und hatten einen gewaltigen Durst, weil uns unser lieber Kollege Michail Iwanowitsch während der nächtlichen Fahrt im Expresszug so nett mit sehr delikatem, aber außerordentlich scharfen Gurken gefüttert hatte... *Lenau, Nikolaus*. Starb der Dichter nicht in geistiger Umnachtung? Moment, das werden wir gleich haben! Ja, so war es; man hat also doch nicht alles vergessen, was man vor Jahrzehnten im Literaturunterricht gesagt kriegte... Und so geht das nun weiter über *Lena, f, Strom in Ostsibirien* — leider nie gesehen —, *Lektor, wissenschaftlicher Mitarbeiter eines Buchverlags* — wis-

senschaftlich ist gut — bis zum *Leipziger Allerlei*.

Inzwischen habe ich vergessen, weshalb ich den Meyer eigentlich zur Hand nahm. Nach einigem Nachdenken fällt es mir wieder ein.

Lachender Hans, siehe Eisevögel.

Die Eisevögel müßten im Band 2 nisten, aber der Band 2 ist verschwunden! Natürlich hat ihn sich unsere Tochter ausgeliehen, obwohl sie kein besonderes Interesse an Eisevögeln zeigt, aber in dem Band stehen ja auch noch andere wichtige Dinge drin. Unsere Tochter ist außer Hause, und in der speziellen Ordnung, welche sie in ihrem Zimmer hält, bleibt der Eisevogel-Band vorläufig unauffindbar.

Wissen Sie nun, was ich meine? Selbstverständlich haben wir trotzdem den achtzehnbändigen Meyer bestellt. L. K.

„Mehr Mut zur Rezession“

Diese unverschämte Forderung stellt das Rheinisch-Westfälische Institut für Wirtschaftsforschung in Essen, das dafür bekannt ist, daß es die Interessen der Ruhrmonopole vertritt, von denen es auch finanziert wird, in seinem neuesten Konjunkturbericht. Es ist kein Zufall, daß diese Forderung, die sich gegen die Lohnpolitik der Gewerkschaften richtet, gerade jetzt erhoben wird, da die Tarifverhandlungen in der Metallindustrie auf der Tagesordnung stehen.

„Die westdeutsche Wirtschaft befindet sich in einer tiefgreifenden Fehlentwicklung, die es zu korrigieren gilt, damit die Gleichrangigkeit der konjunkturpolitischen Ziele wieder hergestellt wird“, tönen die sauberen

„Forscher“ in Essen. Vom Verhalten der Tarifparteien wird es abhängen, so meinen sie, ob diese Korrektur um den Preis einer Stagnation oder gar einer Rezession erreicht werden wird. Sie verlangen, daß „die Erwartung, die Regierung werde es auf keinen Fall zu einer Rezession kommen lassen, dadurch rasch beseitigt werden sollte“, daß die Regierung keine Zweifel mehr daran aufkommen läßt, „daß sie auch eine Stagnation, notfalls sogar eine Rezession hinnehmen müßte, wenn sich die Tarifpartner nicht stabilitätsgerecht verhalten“.

Die „Tarifpartner“, das sind die Arbeiter und die Unternehmer. Die Arbeiter werden gewarnt, keine neuen Lohnforderungen mehr zu stellen, weil es dann keine „Vollbeschäftigungsgarantie“ geben könne. Es wird also offen und ungeniert mit der Arbeitslosigkeit gedroht. Dabei hat es weder in der Praxis noch auch nur in der Theorie jemals eine „Vollbeschäftigungsgarantie“ gegeben. Tausende von Arbeitern in der BRD erleben gerade jetzt den Verlust ihres Arbeitsplatzes, die Arbeitslosigkeit ist um über 40 Prozent höher als vor einem Jahr, Zehntausende werden rücksichtslos auf Kurzarbeit gesetzt. Täglich berichtet die Presse der Bundesrepublik in neuen Meldungen darüber.

Die Mahnung an den anderen „Tarifpartner“, an die Unternehmer, richtet sich nicht etwa gegen das von ihnen ausgeübte Preisdiktat und gegen die Profitexpansion. Sie werden statt dessen ermahnt, auf keinen Fall den Lohnforderungen der Arbeiter und Angestellten nachzugeben,

sondern unter allen Umständen hart zu bleiben.

Der Bericht des Rheinisch-Westfälischen Instituts ist nicht der einzige Hinweis darauf, daß die bevorstehenden Tarifverhandlungen in der Metallindustrie außerordentlich schwer sein werden. Aber der Wiesbadener Gewerkschaftstag der IG Metall Ende September hat auch bewiesen, daß man an der Kampfschlossenheit der Metallarbeiter der Bundesrepublik nicht zu zweifeln braucht. Sie werden alle ihre Kräfte einsetzen, um trotz der Drohung mit der Arbeitslosigkeit ihren berechtigten Forderungen zum Siege zu verhelfen.

S. K.

Reitet für England...

Ihr Reitlehrer sagte von ihr und ihren Reitkünsten: „Und wenn sie Anne Bloggs hieße, dann würde ich doch sagen, daß sie gut genug wäre, bei internationalen Spitzrennen für England zu reiten...“

Die Dame, um die es hier geht, heißt aber nicht Anne Bloggs, sondern Anne Windsor, leibhaftige Prinzessin, die weniger am Königshofe als auf der Rennbahn zu Ruhm und Ehre Britannias beitragen möchte. Ihr nächstes Ziel: Teilnahme an den Olympischen Spielen nächsten Sommer in München.

Wenn das unternehmungslustige Königskind wirklich so gut reiten kann, warum sollte es dann nicht in München für England in den Sattel steigen? Vielleicht wäre die junge Dame sogar bereit, für das Pferd, das ihr die Gewissheit des Sieges bietet, ein Königreich herzugeben; so viel wie zu Shakespeares

Zeiten ist das ja eh nicht mehr wert.

Wie dem auch sei — noch ist nicht entschieden, ob Prinzessin Anne in der englischen Mannschaft für München einen Platz erhält. Man sollte denken, daß diese Ungewißheit auszuhalten ist, daß sie zumindest niemand um die Nachtruhe bringt.

Aber schon heute bereitet diese Frage, so unglaublich das klingt, einigen Leuten in England schlaflose Nächte. Nun sind das allerdings nicht leidenschaftliche Freunde des Rennsports oder bessere Wettnaturen, die sich bereits Gewinn- und Verlustquoten ausrechnen. Eine Bekannte der Prinzessin hat vielmehr durchblicken lassen, daß die in der engeren Wahl stehenden zukünftigen Ehemänner der Prinzessin sich keine Hoffnung auf den Hochzeitstag machen sollten, wenn nicht vorher Prinzessin Anne siegreich für England geritten wäre; sollte ihr das versagt bleiben, so setzte diese Bekannte hinzu, dann sei die Prinzessin fest entschlossen, bei der Olympiade 1976 noch einmal ihr Glück zu versuchen, und vorher käme für sie eine Hochzeit überhaupt nicht in Betracht...

Daß das höchste Glück der Erde, wie ein altes arabisches Sprichwort sagt, auf dem Rücken der Pferde liege, scheint offensichtlich auch die Ansicht der Prinzessin Anne: die Hochzeitskandidaten können noch warten. Daß die potentiellen Ehegatten der Prinzessin den Olympischen Spielen mit besonderer Spannung entgegensehen, ist verständlich. Vielleicht ist aber auch unter ihnen dieser oder jener, der sich fragt, ob er auf das richtige Pferd gesetzt hat.

gryps

Kohl

Als Schuljunge schwärmte natürlich auch ich für die Eisenbahn und bewunderte insgeheim den rotbemützten Mann, der mit seiner Kelle das Abfahrtssignal gab. Wie die meisten Jungen glaubte ich, dieser Mann sei der Stationsvorsteher; später erfuhr ich, daß er tatsächlich den Titel eines *Aufsichtsbeamten* führte. Seit einiger Zeit sind die Kellen verschwunden, man hat jetzt Sprechfunkgeräte. Der Aufsichtsbeamte ist zwar immer noch oder schon wieder (so genau bin ich da nicht informiert) ein Beamter, aber man mag ihn nicht mehr so nennen, weil *Beamter* offenbar altmodisch oder preußisch klingt. Nun raten Sie mal, welche Dienstbezeichnung der Gute heute hat. Aufseher? Das geht nicht, weil es sich so nach Gefängnis anhört — nehme ich jedenfalls an. Mit wem also haben wir es zu tun?

Mit dem *Aufsichter*.

*

Jemand bietet in der Zeitung einen Brillanten mit einem 0,69-karätigen Edelstein zum „Zeitwert von 3250,— M“ zum Kauf an. Und wie nennt er den Ring mit einem Stein?

Einen *Einsteiner*.

Abgesehen davon, daß ich 3250,— Mark zufälligerweise gerade nicht erübrigen kann, vermag mich die Offerte nicht zu reizen. Es ist natürlich reine Geschmackssache, aber ich schwärme nun mal nicht für

Einsteiner; ich würde einen Hertz, einen Infelder oder einen Oppenheimerer bevorzugen.

*

Die Darbietungen der Artisten sind im allgemeinen weit besser als ihre Ankündigungen im Fachblatt. Da empfiehlt eine Künstlerin beispielsweise „*Lachendes Berlin. 5804 Friedrichroda*“, was man sich noch vorstellen kann, denn es ist zumindest möglich, beispielsweise das lachende Friedrichroda auch in 104 Berlin anzutreffen, falls es gerade zu Besuch ist.

Was allerdings „*eine jugendl. ästht. temp. Doppeldarbietung*“ sein könnte, ist wohl nur für den Fachmann vorstellbar. Aber wenn ich auch die Doppeldarbietung nicht kenne, so imponiert mir doch, daß sie nicht nur jugendl. und temp., sondern auch ästht. ist, und als Varieté-Direktor würde ich die beiden temp. Kstlr. unbesehen engagieren, ggblls. als ästht. Abkrzgs.-Duo.

*

Den noch zu stiftenden Mark-Twain-Preis für das deutsche Bandwurmwort des Monats müßte man jenem Fernsehkritiker zusprechen, der sich unlängst mit „*der geübten Sommerbildschirmunterhaltungspraxis*“ auseinandersetzte. Um seine Gesundheit müssen wir, obwohl er sich auseinandersetzte, übrigens nicht bangen, da er ja, wie seine neueste Wortschöpfung beweist, auch im Zusammensetzen äußerst versiert ist.

F. M.

Verlagsdirektor und Lizenzträger: Prof. Dr. Dr. Hermann Budzislawski

Chefredakteur: Peter Theek

Die Weltbühne

veröffentlicht unter der Lizenznummer 1263 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der Deutschen Demokratischen Republik erscheint jeden Dienstag zum Einzelpreis von 50 Pfennig im Verlag der Weltbühne, v. Ossietzky & Co., 108 Berlin, Otto-Nuschke-Straße 10/11, Postfach-Nr. 1240, Telefon: 22 11 45 und 22 24 18 — Telegr.-Adresse: Weltbühne Berlin — Postscheck-Konto: Berlin 158 780 — Bank-Konto: Berliner Stadtkontor, 108 Berlin, Behrensstraße, Konto-Nr. 6651-14-592

Verwertung der Beiträge nur nach Zustimmung des Verlages der Weltbühne
Für nicht erbetene Manuskripte haften wir nicht!
Anzeigenverwaltung beim Verlag, Anzeigenannahme auch durch DEWAG Werbung
Zur Zeit gilt Anzeigen-Preisliste Nr. 1
(140) Druckerei Neues Deutschland, 1054 Berlin

Neu für Sie in Ihrer Buchhandlung:

Urania-Universum, Band 17

*1. Auflage 1971, 512 Seiten, 293 Schwarzweißfotos,
79 Farbfotos, 72 Zeichnungen, Ganzgewebe 15,- Mark
ES: 1 A — Bestell-Nr. 653 197 4*

Urania-Universum — ein Buch, in dem die Welt sich dreht. Daß dieser Satz zu Recht geprägt wurde, bestätigt sich jährlich. Die Tradition, die der Verlag mit der Herausgabe des „Universum“ erreicht hat, wird immer wieder durch die erfreute Zustimmung breiter Leserkreise bestätigt. Und es kann wohl auch gar nicht anders sein. Denn in diesem Buch ist tatsächlich für jeden „etwas drin“.

Der 17. Band dieses beliebten Jahrbuches enthält zum Beispiel Beiträge wie „Bildung für das Jahr 2000“, „Libyen geht neue Wege“, „Güterzüge in der Luft“, „Leben auf anderen Himmelskörpern?“, „Verständigungsweisen der Fische“, „Phänomen Holografie“, „Indianer heute“ sowie ein Exklusiv-Interview mit Marcel Marceau.

*Das Urania-Universum erhalten Sie in jeder
Buchhandlung!*

Urania-Verlag Leipzig · Jena · Berlin

Verlag für populärwissenschaftliche Literatur

701 Leipzig, Postfach 969

Absender:

Postkarte

Bitte senden Sie ein Probeheft an:

Verlag der Weltbühne

Name

Adresse

108 BERLINOtto-Nuschke-Straße 10/11
Postfach-Nr. 1240

Bestellschein

Die stark umrandeten Felder werden von der Deutschen Post ausgefüllt

Empfangsstellennummer des PZV

Zustellbezirk

Einziehbezirk

Ich bestelle hiermit ab _____ zur Zustellung
Abholung*

33 805

212

_____ Stück **Die Weltbühne** zu den Bezugsbedingungen
lt. Postzeitungsliste zum Abonnementspreis von 2,20 M

Artikelnummer

WGr

Bitte in Blockschrift ausfüllen:

(für Monatsbezug)

Kartenummer

Name, Vorname: _____

Anschrift: _____

(Postleitzahl, Wohnort)

Das Abonnementsgeld wird bar bezahlt*
ist abzubuchen vom Konto Nr. _____ beim _____

(Straße, Hausnummer, Gebäudeteil, Stockwerk)

(Postscheckamt, Bank, u. a.)

* Nichtzutreffendes streichen

(Eigenhändige Unterschrift des Bestellers)

Bezieherkarte/
Kundenkarte
berichtigtAdreßplatte geprägt
Z 47 ausgefertigt

Bestellvermerk

Verteilkarte
berichtigt

Vermerke